Antitheſen;

oder

Herrn Humors Wanderungen

durch

Wien und Berlin.

Eine

Sammlung Skizzen

aus dem

Wiener und Berliner Volksleben,

nach

der Natur gezeichnet

von

Ritter Braun von Braunthal.

A924. 1318

Wien.

Gedruckt und im Verlage bei Carl Gerold.

1834.

UNIVERSITÄTS - BIBLIOTHEK BERLIN

Inhaltsanzeige.

Herr Humor und Ich, oder Promenaden durch Wien.

1. Wer Herr Humor ist . . . . . Seite 1
2. Im Kaffeehause . . . . . » 5
3. Volksleben und Volkstheater . . . » 12
4. Der Ostermontag . . . . . » 19
5. Lustspiel und Trauerspiel in Wien . . » 21
6. Halt . . . . . » 29
7. Der erste Mai im Augarten . . . » 40
8. Strauß und Lanner . . . . . » 52
9. Städter und Vorstädter . . . . . » 55

Wien und Berlin.

1. Nord und Süd . . . . . » 73
2. Stadtleben . . . . . » 75
3. Volksleben . . . . . » 78
4. Der Hof . . . . . » 83
5. Die Stadt . . . . . » 85

6. Die Frauen . . . . . Seite 90
7. Die Männer . . . . . » 92
8. Volkscharakter . . . . . » 94
9. Dialekt . . . . . » 96
10. Allgemeine Geistescultur . . . . . » 99

Parabasen.

1. Spectakel in Wien . . . . . » 103
2. Der Graben . . . . . » 107
3. Wien's Kaffeehäuser . . . . . » 110
4. Vormittag und Nachmittag . . . . » 115
5. Das Auge und der Mund . . . . » 118
6. Goethe und Schiller . . . . . » 123

Herr Humor und Ich,

oder:

Promenaden durch Wien.

1.

Wer Herr Humor iſt.

Herr Humor, oder wie er ſich eigentlich ſchreibt, Humour, iſt ein geborner Engländer, aber von unerweislicher Herkunft; nach Einigen der Sohn des Lord Geiſt und der Sängerin Fantaſie-Herz, nach Andern der Abkömmling einer uralten Familie, die der berühmte Johnſon bis auf Lucian von Samoſata zurückfürt. Wodurch ſeine Exiſtenz begründet iſt, weiß niemand; er erſcheint bald reich, bald arm; er reiſt, ſeit man von ihm ſpricht, unausgeſetzt, mit Wechſeln auf die erſten Caſſen Europa's (Frankreich ausgenommen, wo er noch fremd iſt); das groſſe

Handelshaus, Lenz u. Comp., honorirt alle seine Anweisungen. Er hält sich nirgend lange auf, ist bald da, bald dort. In Teutschland wurde er vorzüglich bekannt durch Hippel und durch einen gewissen Jean Paul, welche auf seine Veranlassung mehrere Schriften herausgegeben. Von da ab nennt ihn Jung und Alt; man kennt ihn als Sonderling, als guten Gesellschafter, Schalk und Erzspaßmacher, und wer ihn nicht persönlich zu kennen das Glück hat, rühmt wenigstens von ihm gehört zu haben. Goethe machte seine Bekanntschaft, als er seinen Faust dichtete. Dieser Herr Humor, der fast alle Länder der Erde bereist, unter allen Völkern gelebt hat, alle Sitten und Gebräuche kennt, im ganzen menschlichen Wissen zu Hause ist, der mit Humboldt glänzende Hipotheſen aufgebaut und mit Cuvier die fossilen Reste urweltlicher Thiere gesammelt, der Zacharias Werner seinen Freund nannte, der Alles erlebt und Alles gesehen hat, ist eigentlich der lustige Rat der Menschheit, der, wie Paganini, dessen Herzenshand er schon in der Wiege geküßt,

geheimnißvoll die Welt durchwandert, bald an den Tafeln des Reichthums ſchweigend darbt und bald am Tiſchchen der Armut jauchzend ſchwelgt, jetzt um eine Zäre des Mitgefüls bettelt und jetzt in genialem Uebermute die Perle im glühenden Weine hinabſchlürft, die ihm ein Fürſt nicht theuer genug bezalte; der in dieſem Augenblicke dem Chamäleon gleicht, das, ſelbſt ohne Farbe, jede ihm nahende Farbe in ſeinem Spiegelpanzer abſtralt, und gleich darauf wieder im tiefſten Schwarz erſcheint. Er lebt im Ganzen ziemlich mäſſig, iſt aber niemals nüchtern, betrunken eben ſo wenig, trunken aber oft. Seine liebſte Speiſe ſind Markknochen, denn — er beißt gern; ſein liebſtes Getränk iſt Champagner mit — Tränen gewäſſert.

Wo es an Lebensmitteln mangelt, oder an Geld, das ihm bisweilen ausgeht, genießt er ein Bißchen fremdes Entzücken und ſchlürft im Frühlinge oder Sommer ein paar Thautropfen von irgend einem Veilchen oder einer Roſe, und ſaugt im Winter, wie der Bär an ſeiner Taze, von

seiner Hand etwas Tinte, weßhalb sein Mund auch oft so bitter ist.

Vor einigen Jahren — eben als ich mich vom Jammer einer unglücklichen Liebe losgemacht — ward mir das Glück, Herrn Humor persönlich kennen zu lernen. Sein Äusseres frappirte mich. Wie es bekanntlich Menschen gibt, aus deren Fisiognomie man nicht absehen kann, ob sie jung oder alt, und Gesichter, die lächeln, wenn sie weinen, und weinen, wenn sie lachen, so sieht Humor aus; sein Blick ist durchdringend, seine Lippen bewegen sich bebend, seine Lustigkeit hat etwas Unheimliches und sein Schmerz etwas Erquickendes, Erhebendes; im höchsten Entzücken senkt er oft schweigend das Auge und schlägt es auf im tiefsten Jammer; er gerät in Wut über Dinge, welche die ganze Welt als gleichgiltig sich besieht, und bleibt ruhig bei Umständen, worüber Alles rast. In Trauerspielen, wenn er irgend einmal die komische Pointe herausgefunden, lacht er unaufhaltsam; dagegen weint er ganz heimlich im Lustspiele und auf Bällen, besonders beim Walzer und Galopp.

2.

Im Kaffeehause.

Vor einigen Tagen saß ich morgens, wie gewönlich, am Schreibtische und war so vertieft (ich schrieb eben ein Gedicht über Weibertreue nach einer Sage der Vorzeit), daß ich nicht bemerkte, was um mich geschah. Da klopfte es leise auf meine Schulter, und als ich mich überrascht wandte, stand — Herr Humor vor mir.

Wie, mein Herr! Sie bei mir?

Zürnst du deßhalb, Jean Charles?

O mein Humor! — Ich sank ihm an's Herz; er umschlang mich sanft, und eine Pause trat ein, in der die ganze Recapitulation dessen lag, was wir seit unsrem ersten Begegnen erfaren, erlebt und erlitten.

Was schreibst du da?

Ein Gedicht über Weibertreue.

Ich will dir eine Feder dazu schneiden.

Ach lieber Humor, deine Federn sind zu spitz für das holprige Papier der Gegenwart; da

ſchreibt man ſchwer und ſpritzt ſich die Tinte wol gar in's Auge, daß man weinen muß.

Warum ſchreibſt du noch immer über derlei ſchwierige Gegenſtände?«

Um mir in einer Zeit, da Alles von auſſen ſtürmt, wenigſtens von innen einen Punkt aufzufinden, der verläßlich iſt.

Und der wäre, meinſt du, die Liebe?

Ich möchte mir gerne glauben machen, daß es ächte Liebe gibt.

So, ſo .... Nun, was haſt du heute vor? Wollen wir zuſammen ein wenig promeniren?

Gerne, lieber Humor, aber wohin?

Nun, wir wollen in einem eleganten Hotel unſer Diner, in einem änlichen Kaffeehauſe unſern Kaffee, und nach dem Theater — es iſt heute Reunion im Stadthauſe — daſelbſt unſer Souper einnehmen, wenn es dir beliebt.

Ich bin es zufrieden.

Humor ging. Mittags um zwei Uhr ſaſſen wir im Gaſthauſe. Wir aſſen und tranken vortrefflich, und würzten unſer, ohnehin franzöſiſch

gewürztes, Mal durch Bemerkungen über Dies und Jenes.

Findeſt du nicht, lieber Humor, daß man jetzt, ſeitdem die Gaſtwirte nicht mehr in Jacke und Kappe und Schurz einhergehen, ſondern gekleidet ſind fein und geſchmackvoll, gleich dem elegantesten der Gäſte, und ſtatt aus der koloſſalen Doſe eine Priſe ringsum an die Herren Gäſte auszubieten, ein geiſtreiches Geſpräch eröffnen über die Witterung oder dergleichen, weit beſſer bedient iſt?

Gewiß.

Findeſt du es ferner nicht billig, daß man jetzt einen Gaſtwirt nicht mehr wie einen Diener, ſondern vielmehr wie einen Kaufmann behandelt, für deſſen Waare man ſein Geld hingibt?

Ganz billig.

Findeſt du es endlich, Humor, nicht auch natürlich, daß der Mann, der deinen Magen mit Leckerbiſſen, dein Herz mit köſtlichem Weine und dein Auge entzückt mit zierlichem Hausgeräte; Gold, Silber und Bronze vor dir hinſtellt, daß derſelbe bei deinem Schneider arbeiten läßt, und

in einer eleganten Chaise nachmittags von den Beschwerden ausruht, die du ihm mittags verursacht hast?

Ich finde das ganz natürlich, aber —

Nun? ...

Aber wohin soll dieser Luxus füren?

Ich denke, zur Verbreitung des Wolstandes und Anstandes —

Und Ausgleichung des Abstandes, nicht auch?

Ich verstehe dich nicht, Humor.

Lassen wir das; wir wollen nun bezalen, und in's Kaffeehaus gehen. Komm!

— Wir traten ein im silbernen Kaffeehause. Humor ließ sich in einer Ecke nieder, trank Kaffee und rauchte Cigaro. Ich grüßte meine Bekannten der Reihe nach, brannte mir ebenfalls eine Cigare an, und begann nachzudenken, welches Journal ich zuerst durchblättern, (d. h.) durchlesen wollte, und fing an, nach gefaßtem Entschlusse, das von meiner Neugierde in Vorschlag gebrachte aufzusuchen, als ich, den Saal durchschreitend, gewahrte, daß es gelesen, (d. h.) durchblättert werde. Darauf

trug meine Fantaſie auf ein anderes Blatt an; aber auch dieſes gehörte ſchon auf ein anderes Blatt, und ward ebenfalls geleſen. Nun ſchrie mein Verſtand nach dem literariſchen Sammler, aber meine rüſtigen fünf Sinne drängten den Verſtand zurück, und riefen aus: Lies gar nichts, nimm deine Schreibtafel und ſchreib. — Das riefen aber nicht meine fünf Sinne, wie ich glaubte, ſondern Humor war es, der, ſich unverſehens nähernd, mir dieſe Worte zugeflüſtert, und ſo fortfur: Komm hierher, Lieber; ſetz' dich da unter die Uhr, damit du gleich weißt, wie viel es geſchlagen hat, und ſchreib, was ich dir dictiren werde.

Ich ſetzte mich unter der Uhr, nahm mein Portefeuille heraus, ſpitzte mir den Stift, und ſah meinem Humor auf die Lippen, der ſich, ganz nahe an mir, ungenirt durch die neugierigen Blicke der Anweſenden, das Auge zu Boden, leiſe ſo vernehmen ließ:

Jean Charles, ich will eine Zeitſchrift herausgeben, oder vielmehr eine Schrift für die Zeit,

oder, wenn du willſt, eine Schrift gegen die Zeit, oder auch eine zeitloſe Schrift, und dich will ich zum Redacteur machen. Ich habe ſchon Alles abgeſchloſſen, am 1ſten Mai 1834 erſcheint die erſte Nummer in Groß-Folio auf grünem Papier. Das Journal ſoll heiſſen: Der Frühling. Mitarbeiter ſind ſämmtliche Nachtigallen (für liriſche Gedichte), die Trauerweiden und Weſtwinde (für Elegieen), Veilchen, Roſen und Schmetterlinge (für kleine Novellen), alle Menſchenherzenſeufzer (für Correſpondenz) und die Spottvögel (für Kritik). Du ſiehſt, daß ich mit dieſem meinen Blatte ſo wenig Sprünge machen will, als die Natur macht. Eröffnen ſollſt du dieſe Zeitſchrift mit einer kurzen Biografie des Herausgebers, nämlich mit der meinigen, und dieſe ſchreib gleich nieder.

Und er dictirte noch leiſer, und ich ſchrieb: Herr Humor iſt, wie ſchon geſagt, ein geborner Engländer. Seine Familie iſt ſo alt, als die Romantik, nämlich 1833 Jahre (noch nicht völlig). Dieſe Familie iſt die lachende, aber bittere, Aloeblüte der neuen Zeitrechnung. Herr Humor ſelbſt iſt,

wie gleichfalls schon bemerkt, der natürliche Sohn des Lord Geist und der Sängerin Fantasie-Herz. Er genoß eine sonderbare Erziehung. Seine Amme war Miß Natur. Schon in seinem fünfzehnten Jahre hatte er den Vorcursus des Lebens, die Erziehung, durchgemacht. Mit voller Börse und Anweisungen auf ganz Europa, begleitet von einem jungen, eben so lebhaften als spitzfindigen Diener, Namens Witz, trat er seine Reise an. Eine unglückliche Liebe nahm seiner Heiterkeit zwar etwas, bildete dagegen sein Gemüt, und — — was schreibst du denn da, Jean Charles?

Nun, deine Biografie, Humor, die du selbst dictirst.

Meine Biografie? Und ich selbst hätte sie dictirt? Ja, wol könnte nur ich sie dictiren, wenn sie schon geschrieben werden müßte, aber daß ich dir etwas gesagt haben sollte —

So bist du nun einmal, Humor; hältst die Leute zum Besten; beginnst, wenn du klug werden zu wollen scheinst, mit neuen Tollheiten. — Geh! geh! selbst hier inmitten von Gelehrten —

Humor ſtand auf. Laß uns gehen! Ich ſah nach der Uhr, und wußte nun, wie viel es geſchlagen hatte.

3.

Volksleben und Volkstheater.

Erinnerſt du dich an das Diner im Café national zu Berlin, mein Lieber, bei welchem uns von den zwei jungen Berlinern das ſonderbare Urtheil über Wien's Volkstheater zum Deſſert geboten wurde? —

Ja, mein Humor, es war am Tage nach der Aufführung der wiener Localzauberpoſſe von Meißl: Das Geſpenſt auf der Baſtei, über welches, wie über dergleichen Stücke im Allgemeinen, wir die bunteſten Urtheile zu hören bekamen.

Das Geſpräch wurde mir zu toll, und ich flüchtete mich, ein berliner Tagesblatt zur Hand, in ein anderes Gemach. — Ja wol, ich folgte dir, Jean Charles, aber wir waren vom Regen in die Traufe gekommen, denn der Referent in jenem Journale fertigte dasſelbe mit der ganz einfachen

Bezeichnung »Dummheit« ab. Und wie classisch in seiner Art ist dieses Stück! Und wie unclassisch dagegen nimmt sich eine solche geistige Vornehmthuerei aus! Die Leute in den Logen schütteln sich vor Lachen, und mit Lachtränen im Auge, riefen sie ein und das andere Mal aus: Dummheit, grenzenlose Dummheit! Das Gespenst zündet den Mond an auf dem Walle, und schnupft einen weissen Tabak und trinkt weisse Chocolat, und erinnert in der Unterwelt einen zweiten Geist, daß er doch auf die Oberwelt gehen und daselbst seine Schulden bezalen solle, da es eine rechte Schande wäre für einen soliden Geist, einem Lebenden etwas schuldig zu sein — — welche Dummheit! Nu das ist recht östreichisch! Gespenster, Geister, welche Ungereimtheiten, strotzend von Unmöglichkeiten aller Art! Dieselben ästhetischen Zuschauer aber lesen mit Entzücken die Märchen aus Tausend und eine Nacht, dieselben, welche diese ins dramatische Leben gerufenen Dichtungen unerträglich finden. O süsser Aberglaube der südlichen Fantasie, wie groß stehst du da neben dem Sim-

plicismus des geiſtigen Nordens, in jedem Falle wie ſchön!

O ſaget mir doch, ihr ſtolzen Söhne des Denkens, wie viel alberner iſt denn dieſer Geſpenſterglaube (in der Dichtung) als die Hoffnung von mehreren tauſend Menſchen auf einen Treffer in der Claſſenlotterie? Ihr gebt euch durch drei Monate dem Zauber eurer Fantaſie hin, die euch Schlöſſer aufbaut und Himmelslieder ſingt, und — dieſe? glauben durch drei Stunden, es könne geſchehen ſein und geſchehen, daß ein Weſen höherer Art ſie heraus hebe aus der Welt, in der das Elend wurzelt, und verſetzen in eine, worin Edensblumen die Häupter über ihren Schmerzen zuſammenneigen, ſie erquickend mit ihrem unvergänglichen Dufte. Der Südländer denkt in Bildern; ſeine Ideen verkörpern ſich im Werden, und erſt aus dem Körper zieht er ſich den Geiſt, aus dem Bilde den Gedanken ab; und ſo wird leicht das Spiel ſeiner Fantaſie zum Märchen, ſo werden ſeine Hoffnungen zu Träumen, ſeine Geiſter zu Menſchen, und dieſe wieder zu Geiſtern — und die Ge-

ſchichte zur Mithe. Der Wahrheit mathematiſche Einfachheit befriedigt ihn nicht, weil ſie ihn nicht ausfüllt; der Dichter muß vor ſeinen Augen Wunder wirken, und gerne glaubt er ſie alle, wenn ſie nur ſeiner Einbildungkraft Spielraum eröffnen, und ihn heraustreten machen aus ſeinem Ich; nackte Wahrheit haßt er; ſie iſt ihm zu ſchwerfällig, denn ſie folgt weder ſeinen Träumen, noch vermag ſie dieſe zu deuten; und er verläßt Ihre Grenzen und ſchweift trunken umher in einem Gebiete, in welchem er frei iſt, in welchem er, hineilend im holden Leichtſinne, nicht auf allen Kreuzwegen von der Gensdarmerie des Verſtandes um ſeinen Paß befragt wird. So iſt er durch ſeine Fantaſie.

Sein Witz, in wie fern ſich dieſer reflectirend äuſſert, macht vollends gut, was allenfalls die zu lockere Einbildungkraft beim Verſtande verderbt hatte; ja er perſifflirt ſich ſelbſt in ſeinen fantaſtiſchen Verirrungen und ſchlägt ſeine eigenen Traumkinder mit Späſſen todt. So viel meine ich ſagen zu dürfen in Bezug auf das Localzauberſtück. In der Loralpoſſe endlich ſieht ſich der Wiener in ſei-

nem Prater, im Kreiſe der arglos unbefangenen Schönen, unter einem Himmel voll Geigen, auf denen die heiterſte mutwilligſte Laune als Virtuoſe ſpielt. Wie dieſe Laune beim Franzoſen faſt Alles zum Tanze, beim Italiener zum Geſange macht: ſchafft ſie beim Wiener Alles zum Spaſſe um.

Späſſe ſind ſeine Sonnenſchirme und Fächer mit Stanzen aus Taſſo und Arioſto, Späſſe ſeine Entrechat's, Späſſe ſind ſein Alles. Glaubet ja nicht, ihr Verſtandesmenſchen, daß er an den Geiſterſpuk ſeiner Geiſterpoſſe glaubt, aber er würde glauben, daß es in euren Köpfen ſpukt, würdet ihr wärend der Darſtellung des Spukes nicht an den Spuk glauben.

Du ereiferſt dich zu ſehr, mein guter Humor, ſonſt würde ich dir hierüber noch eine Frage vorgelegt haben, deren Beantwortung mir, obwol ich in Wien zu Hauſe bin, nicht leicht fällt.

Laß hören!

Sieh, Humor, du ſprachſt ſo eben von Berlin und dem ſogenannten Verſtandesleben der Bewoner dieſer groſſen Hauptſtadt Nordteutſchlands,

zum Unterſchiede von dem Gemütsleben des Wieners. Sag mir nun, worin denn eigentlich das Gemütliche des wiener Lebens beſtehe, denn offen geſtanden, Berlin bietet — bis auf die Naturſchönheiten — beinahe alle Genüſſe, die ſich in Wien finden. — Nordteutſchland iſt Teutſchlands Kopf, Südteutſchland iſt das Herz. Aber gleichwie wir noch keine ausreichende Definition für Gemüt haben, ſo wenig läßt ſich ſagen, worin ſich eigentlich das Gemütliche im Leben des Südteutſchen, vorzüglich des Wieners begreife. Hat der Berliner alle Genüſſe des Wieners, nun — ſo genießt er ſie nicht ſo wie der Wiener; dieſer iſt, mich ſo auszudrücken, um den Genuß des Genuſſes reicher. Der Wiener iſt nicht mit dem Genuſſe allein zufrieden, ſein Gemüt aber iſt es, was ihm ſeine Genüſſe würzt und vermehrt. Hier genüge ein Beiſpiel aus dem gewönlichen Leben. Der Wiener raucht ſo leidenſchaftlich als der Berliner; aber begnügt er ſich mit dem einfachen Genuſſe des Rauchens? Selten ſieht man eine Cigare in ſeinem Munde; der

Ärmſte ſchafft ſich eine Pfeife aus Meerſchaum an, und findet ſein Vergnügen an dem ſich allmälig Färben dieſer Maſſe, nicht begreifend, wie man aus einem Porzellanpfeifenkopfe rauchen könne, der ſich nie verändert. Er will von Allem etwas haben. Dieſen Grundſatz findet man in allen Claſſen lebendig ausgeſprochen; er iſt das Princip des wiener Lebens. Als ein liebenswürdiger Egoismus dominirt er die Geſellſchaft; ich ſage, ein liebenswürdiger, denn er ſpricht ſich eben ſo im Geben als im Begehren und Nehmen aus: damit er beſtehen könne, gibt er; damit er geben kann, empfängt er. Hieraus entſpringt ein geſelliger Verkehr, von dem der Nordteutſche keinen Begriff hat. Das Gemüt iſt die Baſis eines Volkstheaters, weßhalb Wien immer ein ſolches haben wird, Berlin nie eines gründen kann.

Das Gemüt iſt der Proteus, der den Menſchen tauſend Mal anders geſtaltet; Verhältniſſe herbeifürt, Situationen ordnet und jenes Leben ſchafft, das — ſich darſtellen läßt.

4.

Der Oſternmontag.

Wien liegt bekanntlich (oder auch nicht bekanntlich) über vier Breitegrade ſüdlicher als Berlin, und ungefär einen halben Breitegrad ſüdlicher als Paris. Daß in Wien der holde Lenz ſeiner Braut, der Natur, früher den Vermälungkuß aufdrückt, und daß es hier länger in den Zweigen rauſcht; daß die lachende Donau, indem ſie die glühende Vindobona in ihre Wellenarme ſchließt, dieſer die friſche Rebe zur Erquickung reicht; daß hier die Mädchen mehr hüpfen als gehen, und — aus dunklen Augen ſehen, das, nun das liegt alles in dieſem Unterſchiede der Breitegrade.

In Wien iſt alle Tage Sonntag, wie man ſagt; aber nicht alle Tage — Oſternmontag. Wie ſo? Das will ich nun eben ſagen.

Zu Oſtern iſt in und um Wien ſchon Alles grün, und am Oſternmontag feiert der Frühling ſein Hochzeitfeſt im Prater; denn am erſten Mai,

der die Wiener zu einer glänzenden Assemblee in den grossen Augarten und Prater ruft, haben die Kastanien schon verblüht und beschatten die Alleen mit langen, breiten Blättern.

Am Osternmontage findet die berühmte Praterfart statt. Ich zälte manchmal über zweitausend Wagen, die von vier Uhr nachmittags an bis spät abends vom Stefansplaze die lange Rotenthurmstrasse und die freundliche Jägerzeile entlang, in zwei Reihen, Schritt für Schritt, in den Prater furen und wieder zurück. Was aber soll ich von dem Gedränge sagen, das dieser Fart hinabfolgt, von den Tausenden, die im Prater die Alleen hinauf vor den eleganten Kaffeehäusern sitzen, und den abermal Tausenden, die zwischen diesen und den Farenden promeniren? Was ferner von dem Glanze der kaiserlichen und dem Reichthume und Geschmacke der Equipagen, in denen die Gesandtschaften, die ungarischen Magnaten und der reiche bömische und östreichische Adel seine Pracht zur Schau trägt? Und was endlich von den zauberhaften Toiletten der Wie-

nerinen, die an dieſem Tage alle ihre Künſte entfalten, um die Natur an Reizen zu überbieten? Man pflegt zu ſagen: Das will geſehen ſein!

5.

Luſtſpiel und Trauerſpiel.

Mein Humor, der ganz heiter an meiner Seite ſchlenderte, bog plötzlich mit mir in eine Nebengaſſe. — Laß uns in das Burgtheater gehen; man gibt heute ein gutes Luſtſpiel; wer weiß, wie lange wir zwei noch im Regen mit einander ſcherzen dürften, eh' wir ſo ernſthaft würden, als uns dieſes Luſtſpiel machen kann; komm!

Gern, Humor; nur bitte ich dich, fein gelaſſen zu bleiben, und in keinem Falle über das Poſſierlichſte im Luſtſpiele zu weinen, wie du es wol ſchon gethan haſt.

Das Stück wurde gut geſpielt. Wärend des letzten Actes ſchien mir Herr Humor unruhig werden zu wollen.

Was fehlt dir? Willſt du fort? Du erregſt Aufſehen. Sprich, was iſt dir?

Ich ärgere mich.

Und worüber?

Darüber, daß die Natur des Menſchen mehr Stoff zu Trauerſpielen als zu Luſtſpielen darbietet und —

Daß es der guten Luſtſpiele weniger gibt als der guten Tragödieen?

So iſt es. Komm, laß uns fort!

Wir eilten, da es noch immer regnete, in das glänzende Kaffeehaus am Joſefsplaze; heiſſer ſtarker Punſch war unſer Souper.

Ich habe dein neueſtes Trauerſpiel geleſen, warum ſchreibſt du kein Luſtſpiel? Unſere Zeit iſt ſo innerlich ernſt, daß ſie nach äuſſerem Scherze verlangt; man will jetzt lachen, und des Frohſinns Regenbogen auf die Tränenflut ziehen, die über der Gegenwart hängt. Schreib doch einmal ein Luſtſpiel.

Guter Humor, ich bin zu jung dazu.

Zu jung? fragte ein junger Mann neben

mir; wie meinen Sie das? wenn es nicht unbescheiden iſt, dieſe Frage an Sie zu richten; ſtellen Sie alſo die Comödie höher als die Tragödie?

Höher nicht, aber ferner.

Ich verſtehe Sie nicht. Mir ſchien immer, man könne, was zu einem guten Luſtſpiel erfordert wird, erlernen, und es verhalte ſich dasſelbe zum Trauerſpiele überhaupt ungefär wie die Proſa zum Verſe.

Mein Herr, ich denke, man muß zu Allem geboren ſeyn, ſogar zum Mathematiker; man braucht zu Allem, was ungewönlich werden ſoll, Talent; zu Allem, was originell heißt, Genie. Der Luſtſpieldichter ſteht hierin nicht unter dem Trauerſpieldichter, ſondern nur neben ihm, weil ich ſchon eine Rangordnung in der Kunſt oder vielmehr in den Kunſtzweigen zuzugeben genötigt bin. Das Schöne erkennen kann man wol lernen; das Schöne hervorzubringen vermag nur das Talent, ſo wie es dem Genie allein vorbehalten iſt, Originelles zu ſchaffen.

Wenn Sie aber selbst dem Trauerspiele den Vorrang einräumen, warum stellen Sie das Lustspiel dennoch ferner?

Weil die Erfarung ferner steht, als die Empfindung.

Ich dächte, der Tragödiendichter müsse das Leben so gut kennen als der Lustspieldichter.

Allerdings; aber mehr das innere als das äussere; mehr das Leben des Gefüls als das des Verstandes; mehr den Conflict der Seelenzustände als der Gesellschaftzustände; mehr endlich das Schicksal, oder was man so nennt, und seine Strenge, als den Zufall, oder was man so nennt, und seine Laune; mehr mit einem Worte das Interesse des Lebens als die Interessen.

Ich begreife nun.

Aus diesem folgt auch, daß zum Lustspiele mehr Reife erfordert wird, oder, wenn Sie wollen, mehr practische Lebenskenntniß als zum Trauerspiele, zu welchem wieder ein grösserer Aufwand von Fantasie, höherer Adel der Gesinnung, freiere Weltanschauung, endlich über-

haupt mehr von dem gehört, was man Poeſie im engeren Sinne nennt, weil ſelbſt die Form des Trauerſpieles ſtrengere, beſtimmtere Grenzen hat, als das Luſtſpiel.

Sie eifern mich an, dieſe Idee zu verfolgen. Gute Proſa ſcheint Ihnen alſo ſehr ſchwer? Doch ich ermüde wol —

Sie iſt ſehr ſchwierig, und nur deßhalb minder ſchwierig als gute Verſe, weil ſie leichter der Feile unterzogen werden kann, als der Vers.

Wenn man alſo die Gründe zuſammen faſſen wollte, denen zufolge der junge Dichter eher ein gutes Trauerſpiel dichtet, als ein gutes Luſtſpiel, ſo —

Müßte man (fiel hier mein vom Punſche ſchon etwas erhitzter Humor ein, den jungen, etwas gar zu wißbegierigen Mann nicht ohne Ironie fixirend) ſo ſagen: Weil der Jüngling noch der Welt der Ideale näher ſteht, als der Welt der Wirklichkeit, weil er, gleichſam Erinnerungen an das Jenſeits mitbringend, jenes Leben eher durchlebt als dieſes; weil er das Gefül früher

ausbildet als den Verſtand, die Fantaſie vor dem Witze, die Sprache vor dem Sprechen; weil er eher liebt als haßt, eher glaubt als mißtraut, eher erhebt als herabzieht, weil er früher Sänger wird als Dichter, und Dichter früher als Denker; leichter groß denkt und erhaben empfindet, als kleinlich und umſichtig; weil er eher geiſtreich wird als ſpitzfindig; eher Kräfte übt als kennt; eher ein Heros iſt als ein Arlequin; weil er früher auſſerhalb als in der Welt lebt, früher die Dialektik der Herzens als der Cabale und Intrigue lernt, früher die Tugend übt, als die Tugenden, lieber die Schwäche erklärt als darſtellt, ſie rechtfertigen und nicht lächerlich machen will; weil er endlich lieber als Zefir die vergänglichen Blumen am Lebensbaume liebkoſt, als die Blätter von demſelben abſchüttelt, gleich dem Nordwinde; mit einem Worte, weil der Jüngling eher gut iſt als — nicht gut.

Ach, mein Humor! gieb dich doch zufrieden; das Geſpräch hat dich erhitzt.

Sagen Sie mir nur noch, meine Herren!

halten Sie das Trauerſpiel für cultivirter in Wien als das Luſtſpiel?

Allerdings, wenn wir das abrechnen, was im Fache des Localluſtſpiels bisher geleiſtet worden iſt, und das in ſeinem Genre allerdings berechtigt iſt, mit dem Trauerſpiele in die Schranken zu treten.

Aber ſoll denn das Luſtſpiel nicht immer local ſein?

Es ſollte wol; indeſſen manche groſſe Stadt iſt reich an Materiale des Comiſchen und arm an poetiſchen Kräften, die dasſelbe verarbeiten könnten, wie ſich an unbedeutenden Orten hingegen wieder Talente finden, denen der magere Stoff des Heimatlichen nicht genügt, und die ſich deßhalb unter fremden Sitten und um Gegenſtände umſehen müſſen, an denen ſie ihr Mütchen kühlen können. Die beßten Luſtſpiele waren immer locale; Shakſpeare trägt ſelbſt in römiſche Sitten altengliſches Gepräge über.

Und was meinen Sie nun, wie es ſich in Wien mit dem Luſtſpiele verhalte?

Wie es sich in Teutschland überhaupt damit verhält. Der teutsche Character ist zu streng für heitere Auffassung des Lebens; der Südteutsche, besonders der Oestreicher, hat hierin noch das glücklichere Temperament; er ist harmloser als der Nordteutsche, und, wenn nicht witziger als dieser, doch scherzhafter, oder, wie man hier sagt, spassiger, und daß der Spaß selten seine Wirkung verfehlt und oft für ächten Witz gilt, wissen Sie. Im Ganzen lebt der teutsche Dichter viel zu isolirt, und —

Viel zu hoch, setzte Humor fort, nämlich im vierten und fünften Stockwerke, als daß sein Auge, geblendet vom Aetherblau und Sonnenstrale des ihm benachbarten Himmels, immer scharf genug wäre, die Farben der bunten Menge zu seinen Füssen so sicher aufzufassen und widerzugeben, wie es notwendig ist, wenn man darüber lachen soll.

Wien ist reich an poetischen Kräften; aber sie neigen sich mehr hin zur Auffassung des Ernsten und Tragischen, als des Heitern und Co-

miſchen; die ſogenannten Volksdichter ausgenommen, die, wie ſchon geſagt, in ihrem Genre Claſſiſches geleiſtet haben.

Der junge Mann empfal ſich und auch wir verlieſſen das Kaffeehaus. Der Regen hatte ſein Ende gefunden, die Sterne ſahen wieder freundlich auf die ſchlummernde Erde herab.

So, ſprach halb für ſich Humor, ſo verſiegen alle Tränen; über Luſt und Trauer ſchwebt der ewig unveränderliche Himmel.

6.

H a l t.

Ich bin heute abends bei N. zum Thee gebeten; willſt du mich begleiten, mein Freund? Es ſind gebildete Leute; man wird dir, dem weitgereiſeten Herrn Humor, eben weil du weit her biſt, und, da man in dieſem Hauſe ſo viel Güte für mich hat, als meinem Freunde eine artige Aufnahme nicht verſagen, ſo weniger, als dieſer Cirkel für jeden Fremden von Bedeutung zugängig iſt.

Sehr gern, Lieber; aber du sagtest, zum Thee; man pflegt doch hier in Wien Kaffee zu geben?

Der Herr vom Hause ist ein Berliner, hat sich hier vor einigen Jahren mit seiner liebenswürdigen Frau, einer Dresdnerin, und einer schönen Tochter, die zu Berlin zuerst das Licht der Welt erblickte, ansässig gemacht; lebt von seinen Renten, geschäftslos, sorglos, seiner Familie, einigen Freunden, die immer ein Gericht Erngesehen an seinem gutbedachten Tische finden. Man ist gern bei ihm, denn man ißt gut bei ihm; indessen felt es auch in diesem, im Ganzen so anziehenden, Hause nicht an Bizarrerien, die du, guter Humor, heute abends an meiner Seite kennen lernen kannst, wenn es dich freut. Aber — vor Allem muß ich dich ersuchen, deine Laune und deinen Hang zur Satire möglichst zu zügeln, da diese Leute wirklich zu gut sind, als daß man nicht Ursache hätte, ihnen gut zu sein, und ihr Lächerliches unbelacht zu lassen.

Und worin besteht diese Lächerlichkeit?

Daß ſie uns Wiener lächerlich machen wollen in dem, worin ſie ſelbſt es ſind, in — unſerer lieben Sprache. Sie ſcherzen, wie ſie nur können, über unſeren Dialect, beſonders die Damen. Heute abends hoffe ich hierin viel Ausbeute, da, wie ich hörte, zwei wiener Fräulein beim Thee ſein werden, die allerliebſt localiſiren und bei denen das Wörtchen »Halt« das dritte Wort iſt; was ich, aufrichtig geſprochen, halt gar nicht ſo übel finde wie die Berliner, die ſich, berliniſch zu ſprechen — ob dieſem abſcheulichen, jemönen Osdruck eben jar zu ſehr ſcandaliſiren. Obgleich ſelbſt kein Wiener, habe ich dieſem Wörtchen, wo und wie ich nur konnte, das Wort geredet; allein es half und hilft nicht; die Nordteutſchen beſonders können ſich nun einmal nicht (können ſich halt nicht) an das Halt gewönen, das mir, beſonders im Munde einer ſchönen Wienerin, halt gar nicht unangenehm iſt. Ich werde ſuchen, Humor, das Geſpräch beim Thee auf dieſen Gegenſtand zu lenken; gelingt es mir, die beiden Wienerinen in Gang zu bringen, ſollſt du deine

Freude erleben an, dieſem heiſſen, unblutigen Kampfe der berliner und wiener Zungen. Anfangs nehmen ſich dieſe wiener Fräulein gewiß ſehr in acht; aber — es thut's halt nicht — wirkt einmal der Thee im Blute und werden ſie lebhaft, haben ſie auch rein vergeſſen, daß ſie ſich nicht vergeſſen wollten, und dann hört man halt das Halt nach jedem dritten Worte. Doch, du wirſt ja ſehen und prüfen. Alſo, du biſt von der Geſellſchaft?

Ich will dich begleiten .....

Abends nach Sieben traten Humor und ich bei N. ein. Die Geſellſchaft war bereits um den Theetiſch verſammelt; ſie beſtand aus Herrn N, ſeiner Frau (hinter der Theemaſchine), ſeiner Tochter (hinter der kriſtallenen Rhumcaraffine), einer wol beleibten ältlichen Dame (unter einem enormen Puzhute) aus Leipzig, den beiden charmanten Fräulein aus Wien in geſchmackvollen Kleidern, einigen alten und drei jungen Herren, von denen der eine, nach ſeinen langen Haaren, ein Maler, der andere, nach ſeinem langen,

ſchwarzen Rocke, ein (reiſender) Gelehrter ſchien; den Ruhepunkt dieſer Geſellſchaft, oder vielmehr den Unruhepunkt machte ein junger Franzoſe, aus, wie uns Herr N. ſelbſt ſagte, einem der beßten Handelshäuſer von Paris, der eine Miene hatte, als wollt er die ganze Erde bereiſen, oder beſſer, als hätte er ſie ſchon bereiſ't. Einige Diener in eleganten Livreen trugen Thee und Backwerk, worunter ein breslauer Streuſelkuchen, eine dresdner Babe und eine berliner Baumtorte ſich am bemerkbarſten machten, umher. Der eine der Domeſtiquen ſchien ebenfalls aus Berlin, denn als er, in dienſtbefliſſener Geſchäftigkeit um die Ecke meines Ellenbogens rennend, denſelben in eine nicht ganz angenehme Berürung mit ſeinem Carabet brachte, ſagte er, raſch zu mir gewandt: Bitte um Entſchuldigung! Der nächſte conditionirte Theeausbieter an dieſem war offenbar ein Wiener, denn er trat mich und Humor mit den Worten an: Schaff'n Ihr Gnad'n?

Mit der Unterhaltung wollte es lange nicht ſo recht gehen; bis endlich der rhumvolle Thee ſeine

Gewalt über die Gemüter auszuüben begann, das Räderwerk der Geiſtesuhren ſich aufzog und die Stunde ſchlug. Man wurde munter. Humor und ich lauſchten auf den rechten Augenblick, die Nord- und Südteutſchen gegen einander ins Feuer zu füren. Der Franzoſe ſprach gebrochen teutſch und in Alles hinein.

Herr N. Wie lange reiſen Sie ſchon in Teutſchland?

Franzoſe. Ein Jahr. Teutſchland iſt nicht übel.

Herr N. Sie ſprechen ſchon recht jeläufig. Wie jefällt Sie Wien? Sie waren auch in Berlin; wünſchten Sie lieber dort zu ſind? Wien iſt ſehr anjenehm; bleiben Sie lange hier?

Franzoſe. Bis Ende April; dann reiſe ich nach Italien, pour faire mes promenades dans Rome.

Frau vom Hauſe. Meine Fräulein, Sie nehmen gewönlich Kaffee zum Veſperbrote, nicht wahr?

Die Wienerinen. (Immer mitſammen und in einander ſprechend) Ja, gnädige Frau, in der

Regel trinken wir Kaffee auf die Jauſen; aber feind bin ich dem Thee juſt [illegible]d' auch nicht; aber mit Obers.

Frau vom Hauſe. Sie meinen Sahne? Er ſchadet ſo weniger; heiſſer Thee mit kalter Sahne.

Wienerinen. Der Thee zehrt, und wenn man nicht zum Fettwerden inclinirt —

Herr Humor. Er macht etwas unruhig.

Wienerinen. Man muß ihn halt nicht alle Tage trinken.

Fräulein vom Hauſe. Das iſt eben ſehr ſchwer für uns, da wir an Thee gewönt. —

Wienerinen. Ich thät' mir'n halt abgewönen, wenn ich Sie wäre, Fräul'n.

Humor (zu mir). Jetzt geht es los.

Fräulein vom Hauſe. Ich könnte mir den Thee ſo wenig verſagen, als ein Wiener ſich des Wörtchens Halter entſchlüge.

Humor. Verzeihen Sie, Fräulein, halter ſagt kein Wiener, er ſagt halt —

Fräulein vom Hauſe. Aber unterrichten Sie mir man mal, mein Herr, was für einen

Sinn der Wiener eigentlich in dieſes häßliche Wort zu legen pflegen thut?

Wienerinen. Ja ſchaun's, das kann man halt nicht ſagen; Leut' von Diſtinction ſagen's zwar nie; mir kommt's gar nie heraus, aber im Ganzen hört man's halt freilich öfter als es nötig wär'; wiſſen's, es iſt halt ſo bequem das Wort; man ſagt hier in Wien in einer Minute mehr damit, als man in Berlin in einem ganzen Tag mit uneben ſagen kann.

Fräulein vom Hauſe. Mit eben, wollen Sie ſagen, Fräulein; der Berliner ſagt ſtatt es iſt halt ſo: es iſt man eben ſo! Doch, das iſt eben nicht ſo ganz ohne und ziemlich difficil.

Wienerin. Ja eben — ſollt es wol heiſſen; aber es iſt halt nicht alles Ebene immer eben — eben.

Bei dieſen Worten blickte das Fräulein um ſich in einer Art Selbſtgefül, indem ſie ihre liebenswürdige Schweſter, an die ſo eben für einen Moment die Reihe des Schweigens gekommen war, mit dem Arme anſtieß, ſie gleichſam,

ſollte ſie ſelbſt es noch nicht gemerkt haben, über den erfochtenen Sieg in Kenntniß zu ſetzen, nebenbei aber ihr ſchönes Batiſttuch entfaltete, gleichwie ein liebreizendes Zeichen, daß ſie jeden Augenblick bereit ſei, mit ihrem Feinde Frieden zu ſchlieſſen.

Eine Hitz' hat's — fur die holdſelige Brünette fort, ich verſichere —

It's at's? — wandte ſich der junge Franzoſe heimlich fragend zu Herrn Humor: Monsieur, quest-ce que ce que ça, It's at's? Je vous en assure, je ne comprends point ce mot, ce terme It's at's — mais —

Humor. Mademoiſelle wollte ſagen, daß es im Salon heiß ſei, drückend warm —

Franzoſe. Ah, das iſt ſehr kurz ausgedrückt; j'apprends par coeur ce terme It's at's, je trouve fort bien dit que ce que ça.

Ältliche Dame aus Leipzig. Es ſind jetzt zwei Monate, daß ich in Wien; allein ich kann Ihnen ſagen, meine Fräulein, daß ich hier Manches noch immer ſehr ſchwer verſtehe; in Leipzig —

Dürft' ich, fiel die andere Wienerin raſch ein, drei Jahre ſein, und ich findet' mich mit den dortigen Hüten und Hauben noch nicht zurecht.

Ältl. Dame. Ja, es hat ſo jede Stadt ihr Eigenthümliches; ſo hat auch Leipzig ganz eigene Hauben; indeſſen kommt ein Mädchen dort auch eher unter die Haube. —

Wienerin. Aber unter was für eine! Hauben und Hauben ſind halt auch verſchieden.

Herr N. Bitt' um Entſchuldigung, mein Fräulein, aber enzig und alen, weil jerade die Sprache jeweſen von das Wort Halter —

Humor. Halt — wollen Sie ſagen.

Herr N. Halt — wollte ich jeſagt haben: ik verſichere Ihnen, bloß enzig und alen, dieweil wir nunmehr alleweile von Dialechten die Rede begonnen, das eene von die beeden Fräulein hat, daß ich nicht die Unwarheit lügen thue, allewele wir nun in der Converſation occupirt ſein, wenigſtens dreemal Halter —

Humor. Halt — wollen Sie ſagen.

Herr N. Halt jeſprochen dreemal nach eenan-

der, ik will nicht ehrlich ſind, wenn ik übertrieben. Aber, ik kenne das; wenn man eenmal in das Verplempern rinjekommen, ſo bleebt man drein, und da hilft man Alles niſcht nicht. In Berlin, wo man, wie bekannt, das reenſte Teutſch ſpricht, (der jemeine Mann ſpricht benahe ſo jud als ik) fällt mir een ſolches Wort, wie Halter — Halt — wollt' ich ſagen, ja ſchauderhaft auf; aber bitt' um Entſchuldigung, es iſt man och jar zu ſchauderös; mich iſt immer, wenn ik dießjenigte Wort hier vernehmen thue, als — o ik verſichere Ihnen, aber das Vergleichen iſt meene Sache nie nicht jeweſen.

Wienerin. Berlin iſt darum eben Berlin, und Wien iſt halt Wien.

Ich zu Humor: Lenk doch das Geſpräch wieder ein, die Gemüter erbittern ſich, und geht das ſo fort, ſo geht noch Alles fort, eh' es Zeit iſt.

Humor. Meine Damen, ſollte es ſich wirklich beſtätigen, daß die liebenswürdige berliner Sängerin Demoiſelle Schätzel die Büne verlaſſen hat, und ins Privatleben zurückkehrt?

Fräulein vom Hauſe. Ich habe es ge-

ſtern in einem Journale geleſen, und wenn es ſo iſt, ſo iſt es eben ſo —

Wienerin. Ja, da hab'n die Fräuln wol recht, da iſt's halt nicht anders.

Franzoſe. Mademoiſelle Schätzel iſt charmant, ſingt ſehr ſchön.

Humor. Die Schätzel iſt ein Schatz.

Wienerin. Nu, wenn ſich der Schatz auch jetzt vergrabt, wird ſich ſchon ein Schatzgräber finden, der's wieder ausgrabt.

Fräulein vom Hauſe. Bis der Schatzgräber der Vergänglichkeit, der Todtengräber nämlich, ſie von jenen Brettern nimmt, wo melancholiſch nur — ein Heimchen zirpt; es iſt nun eben ſo und nicht anders.

Wienerin. Es iſt halt nicht anders, leider.

7.

Der erſte Mai im Augarten.

Es iſt doch eine eigene Sache um das Dichten! — In meiner Nachbarſchaft ſchmettert eine

Nachtigall ihr Entzücken in die Luft, die es aufwärts trägt; der Springbrunnen auf dem nahen Plaze plätschert melodisch; beide, die Nachtigall und die Fontaine, haben ihre Natur beibehalten und ihre Kunst noch nicht vergessen; sie singen beide in die stille, laue Nacht und lassen es ihren Liedern, gesungen und geplätschert, nicht ansehen, daß — erstere den ganzen langen Winter nichts als Ofenwärme, letztere nichts als Sägespäne um sich her gehabt, und nur gezwitschert und gerauscht, aber nicht gesungen und geplätschert hatten. Nachtigall und Springbrunnen, die mir von jeher so manchen Gesang der Seele accompagnirten, sagen mir auch heute, so eben, daß die Zeit der Lieder nun wieder sei, und ich singen solle gleich ihnen, da Natur ja auch meine Zunge gelöst habe zum herzerhebenden Gesange. Wenn ich einmal fünfzig Jahre alt sein werde, will ich wol manchmal zu mir sagen: Du, heute abends oder morgen früh dichtest du ein Lied, das sage ich dir, hörst du? — Dahin sind aber noch fast zwanzig Jahre und jetzt? Jetzt sage ich zu mir, wenn die

Vesperglocke tönt oder der Morgenstral meine Augenlider*) lüftet: Ich bitte dich, sing heute nicht, sondern geh' in den Prater oder wohin du willst; denn — der Magnet braucht Eisenfeilklein, Hammersprung, Nägelabfälle zur Narung — und dein Herz ist noch zu voll, zu warm und ungestüm, fällt aus dem Tacte und singt weniger, als es jauchzt oder heult; hörst du, sing nicht, das sage ich dir! Gut, aber was machen?

Blauer Himmel weit und breit,
Sternenglanz umher;
Balsamdüfte ausgestreut —
Ach, nicht weiter mehr!

Du bist hier auf dem beßten Wege zu einem Liede, eine Strofe hast du schon; setzest du noch hinzu:

Blick' ich in das Meer von Blau,
Palme wird der Schmerz,
Wird die Träne Frühlingsthau,
Blumenkelch das Herz;

*) Augenlid und nicht Augenlied; denn Lid kommt her von dem alten Worte Lid, so viel als Glied.

ſo wäre die Nachtigall im Stande und dichtete die dritte Strofe hinzu: allenfalls:

Friſche freie Gottesluft!
Wie erquickſt du mich,
Selbſt in meines Käfigs Gruft
Dankbar atm' ich dich —

und ein dreiſtrofiges Liedchen wäre fertig; alſo, Jean Charles, vernünftig, nichts gedichtet, ſondern etwas gewarheitet, z. B. nun? Eine Geſchichte vom erſten Mai im Augarten, wie wär's? Eine allerliebſte Novelle oder ſo etwas, nun? Du kennſt ja das Publicum, weißt ja, wie man Verſe jetzt aufnimmt und dadurch die Verskunſt abnimmt; wie man ſich um Thatſachen zankt und abmüht, und die verehrte Muſe ſich zu einer Partie Plauſch hergeben muß, wenn man ſie noch hören ſoll; wie ſie, gleich irgend einer andern menſchenfreundlichen Zunge, etwas Picantes aus der chronique scandaleuse der lieben Menſchheit, z. B. eine Kruſe'ſche Criminalgeſchichte oder dergleichen, darzubringen genötigt iſt, durch den frivolen Koch der Zeit, genannt Zeit-

geiſt, der die Tafel der Kunſt überwürzt und dahin gebracht hat, daß nur das Gewürz und nicht die Speiſe mehr mundet, die — die — — Biſt du toll? Du ſprichſt ja mit dir ſelbſt gleich einem Schauſpieler, der über die wichtige Frage an ſich, ob ihn der ſchwarze oder blaue Frack beſſer kleide, den Juſpicienten überhört und das Orcheſter im Zwiſchenacte dreimal die hundertmal abgeleierte Muſik wiederholen läßt?

Du hier, lieber Humor, und ſo verdrießlich, wie es ſcheint? Wo kommſt du her, wo warſt du? So ſpät abends noch bei mir? Die Nachtigall ſchlug ſchon Eilf und bald wird der Nachtwächter, dieſe Nachtigall des Winters, durch ſeine drei Schläge an den unerſchütterlichen Eckſtein verkünden, daß es Mitternacht und Zeit ſei, zu Bette zu gehen und zu ſchlafen, alſo?

Und dich finde ich am Schreibtiſche. Wer alſo ſchwärmt von uns Beiden? Was beſchäftigt dich noch ſo ſpät?

Eine Novelle; und zwar eine, die ich erſt erfinden muß, für die ich weder Stoff noch Form

vor der Hand erſonnen, die ich aber vor Mitternacht, alſo innerhalb einer kleinen Stunde, hier auf dem Papier haben will. —

Wenn du mit der Geſchichte, die ich heute ſelbſt erlebt und die mich ſo müde und mürriſch gemacht, vorlieb nehmen willſt, einer Geſchichte, die traurig wäre, fände ich ſie nicht zum Todtlachen, ſo, nun ſo will ich ſie dir ſchnell dictiren; dadurch erweiſe ich dir und mir zugleich einen Dienſt auch; dir, indem du eine Geſchichte und ſogar eine wahre bekommſt, und mir, weil mein Unmut in den Worten ſich Luft machen kann. Schreib' alſo, du ſchreibſt ja ſchnell?

Nicht ſo ſchnell, als mein Herz pulſirt; nicht ſo ſchnell, als die Blumen welken, auch ſo ſchnell nicht, als das menſchliche Herz vergeſſen lernt; aber immer ſchnell genug, um nicht langſam zu heiſſen. Dictire, Liebwerteſter, ich höre —

Wer — ſchreib Alles, ſogar meine Seufzer — wer freut ſich nicht auf den erſten Mai im Augarten? Ganz Wien. Ich verſtehe hier unter ganz Wien das halbe Wien. Der Mai iſt der

Wonnemonat, und am erſten Mai feiert man ſein Geburtfeſt. Gut. Es ſind einige Jahre her, daß ich keinen erſten Mai gefeiert; den diesjährigen, nämlich heute, brachte ich im Freien zu; im Staube, wollte ich ſagen, ſchreib — im Staube. Und warum nicht im Staube? Der Menſch wird zu Staub, warum ſoll er nicht auch ſtaubig werden können, eh' er ſelbſt Staub wird und Andere beſtaubt? — Im Augarten war ich am erſten Mai noch nie, und ich wollte, ich wäre auch heute nicht da geweſen! Ach, das nennen die Leute — die Menſchen, wollte ich ſagen — ein Frühlingsfeſt! Und dieſe Geſchichten im Augarten und Prater ſind es, die ich dir eben dictiren will. — So höre denn und ſchreib. Es war vormittags um die jetzige Stunde, als ich hinaus fur. Mein Fiakerbatard flog mit mir dahin; das heißt, er fur Schritt für Schritt, ſo groß war das Gedränge, die Rotenthurmſtraſſe und die Leopoldſtadt entlang, an das Augartenthor, an welchem, wie auf dem Plaze vor den Salons, bereits das unüberſehbare Heer der Streitwagen

in Schlachtordnung aufgeſtellt ſich befand, auf deren ſämmtlichen Leder-, Tuch-, Sammt- und Seidenböcken die Lenker derſelben, gewönlich Kutſcher genannt, Sieſta hielten, wärend die Herrſchaften und ſonſtigen hier Angefürten im Garten ſelbſt um die Wette nicht liefen, ſondern ſich drängten und ſchwitzten. Ein ſchmutziger Kerl riß mich aus dem Fiaker ganz ſanft heraus und warf mich wolwollend, eigentlich Geld wollend, an den natürlichen Ellenbogen eines ſeiner Herren Collegen, der mich ſo fort an den Thorpfeiler quetſchte. Nachdem ich mich von dieſem erſten Schrecken erholt, ſann ich nach, ob ich mich ſogleich in den Garten begeben, oder durch die gaffende Menge vor dem Luſtgebäude drängen ſollte; aber wärend dieſer Reflexion hatte mich der Strudel ſchon erfaßt und in den Saal gezogen, wo geſpeiſt wird. Daß man, das Feſt der Natur zu feiern, nicht auf's Geratewol ſich ins Freie, ſondern erſt in den Salon auf die côtelettes au naturel und aux fines herbes, ragoûts fins en coquille u. dgl. ſtürzt, und ſomit der eigentlichen

Menſchennatur, nämlich der des Magens, dieſes allgemeinen Streitwagenlenkers im Kampfe der Menſchheit früher gedenkt, als der grünen nur ſogenannten Natur, iſt das nicht natürlich? Natürlich. Elegante Herren und Damen — ich verſtehe, ein für alle Male, unter Herren und Damen ſchöngekleidete Weſen beiderlei Menſchengeſchlechtes paarweiſe oder in Walverwandtſchaften — lieſſen es ſich in dem geſchmackvollen Saale ſchmecken. Ein Diener in ſchöner Livree hatte mich umſonſt zu der einen Saalthüre herein gelaſſen; ein zweiter ließ mich eben ſo umſonſt zur hohen Glasthüre in den Garten hinaus. Wo hinaus? War das noch ein Garten? Nein, eine Redoute im Freien. Und warum keine Redoute? Erſcholl nicht rauſchende Muſik? Waren auf dem freien Plaze, an den Tiſchen ringsum unter den duftenden Bäumen, endlich in der Hauptallee nicht Tauſende ballmäſſig gekleideter Menſchen? Ich trat in einen offenen bal masqué; eine glänzendere Aſſemblee wälzt ſich weder durch die Arcaden der alten und neuen Procuratie auf dem

Markusplaze, noch im palais royal, noch den mailänder Corso entlang; ein vollkommener Maskenball in der That. Fehlte es an Larven, ich ſah viele geſchminkte Geſichter, die dafür gelten konnten; alles Andere war da: chauve souris, pélerines, domino's, sopratodos, bayadéres, alſo? Fehlten etwa Chevaliers in Stiefel und Sporen, wie man ſie nur in der ſchönſten Redoute jetzt ſehen kann? — War es in dieſer Allee bis zum Brigittenaudamme nicht zum Erſticken gedrängt und heiß, wie im groſſen Redoutenſaale am Faſchingdienſtage? Und die Seufzeralleen links und rechts, in die ſich einzelne Paare zeitweiſe entfernten, daſelbſt ihre Toilette, vom Wirbelwinde und Staub chiffoniert, zu retabliren und dabei auf einige Zeit die Schwüre ewiger Treue zu erneuern? Ach wie rürend iſt das! — Hier, am erſten Mai in der freien üppigen Natur, die karge, eingemiederte Natur der holden Mädchen im Mai oder auch September ihrer Reize, glühende und fröſtelnde Hageſtolze, das Geflüſter und iro-

nische Lächeln sämmtlicher Incroyables, verabschiedete, vergessene, so wie heranwachsende, knospende und aufgeblühte Rosen, Veilchen und Belladonnen, es ist ein Anblick, der auch den Trockensten zum Humor reizen, den Härtesten rühren könnte! Dazwischen am Ende die ersten Schneider, Marchandes-Modes und Putzladengarçons, die gewiß nur aus dem Grunde sich in dieser Gesellschaft einfanden, zu sehen, wie alle die bezalten und unbezalten Stoffe, Kleider und Hüte im Grünen sich ausnehmen; wahrlich, das Alles ist, um Freudenträuen zu vergiessen! Und wie man sich an einander drängt und fest brüder- und schwesterlich an einander hält! Kein Neid und keine Neugierde, kein Scheel- und kein Herabsehen, kein Thun und Lassen als — Durchlassen und Schönthun und sich gehen lassen, so gut es geht! Und Alles, Alles in einer Allee, durchaus kein Egoismus, Einer für Alle und Alle für Einen, charmant! — Daß zu grosse Liebe für die Natur bäurisch ist, weiß jederman; daher betrachten

Alle daſelbſt nicht den Garten, nicht die lachende Frülingsnatur als das zu Beſchauende, ſondern ſich als das Bild, das man in dieſen engen Blätterrahmen faßt, damit alle die Farben lebhaft hervortreten; darum drappirt und ſituirt man ſich da mit ſo viel Kunſt und Geſchmack; denn —

Aber, lieber Humor, die Novelle, die Erzälung, die du mir verſprochen? Es iſt ſchon Dreiviertel auf Zwölf vorüber; ich wollte ja nicht wiſſen, mit welchen Augen du dieſe Promenade angeſehen haſt; ich wollte ja nicht dieſe bekannte, ſondern eine pikante Geſchichte, und dieſe?

Habe ich über die bekannte ganz vergeſſen.

Es ſchlug Mitternacht. Humor iſt verſchwunden. Ich habe geſchrieben, was er mir dictirt, aber keine Geſchichte. Auf dem Neumarkte plätſchert melodiſch der Springbrunnen, die Nachtigall klagt ihre ſüſſen Liebesleiden dem Sternenhimmel, und ich — erfare vielleicht morgen die Geſchichte meines Humors.

8.

Strauß und Lanner.

Ein neuer Gedanke, ein neues Bild — in Prosa oder im Verse — sind eine seltene Sache; seltener noch sind neue Melodieen in der Musik, gewönlich sind die sogenannten neuen Gedanken, Bilder und Melodieen nur umgegossene, neugeprägte oder gar nur aufgepuzte alte. Der Satz, nichts Neues unter der Sonne, ist ungefär so wenig wahr, als unter dem Monde ist Alles eitel; es fehlt dem Erdenleben weder an Neuigkeit, noch an gelegentlicher Festigkeit; in jedem Falle straft sowol unser Gefül für Heiligkeit als unser Streben nach Neuheit beide Sätze lügen. Man könnte vielmehr sagen, was man ohnehin sagt: Es gibt nicht zwei gleiche Blätter in einem Walde, so weniger zwei gleiche Herzen, so weniger zwei gleiche Köpfe. Wir haben im Leben Neues und Festes; nur hört das Neue sogleich auf neu zu sein, wenn es Tausende nachahmen, und der festeste Grund scheint zu wanken — dem

Betrunkenen. Es gibt alſo neue Gedanken (ich ſelbſt hatte ſeit zehn Jahren einen), neue Bilder (auch ein neues Bild habe ich gemalt) und neue Melodieen.

Strauß und Lanner, als die Tonangeber der wiener Volksmuſik, haben manche ſchöne, neue Melodie erfunden, und in ihren hinreiſſenden Tänzen bald ſtürmiſch, bald in ſüſſem Schmelze ausgeſprochen. Unſere Tanzmuſik iſt durch dieſe zwei jungen Männer ſo lieblich ausgebildet worden, daß nur ein eingebildeter, muſikaliſcher Pedant ihre Ausbildung läugnen könnte; vielmehr man möchte ſich fragen: Was kann nach dieſen Beiden noch in dieſer Art componirt werden? Grenzt der zauberiſche Reiz in ihren Walzern nicht beinahe ſchon an Überreiz? Läßt die Kraft oder die Cantilena ihrer Muſik etwas zu wünſchen übrig? — Aber man muß nicht ſo fragen; gewiß in einigen Jahren werden ſelbſt dieſe Beiden Neues hervorbringen, ſo viel Neues ſich nämlich in dem gebundenen Genre der Tanzmuſik geben läßt; oder — es wird ein Dritter auftreten und Neues ſchaffen. Vor der Hand erfreuen uns

dieſe jungen Männer mit ihren Talenten und jeder in ſeiner Weiſe durch ſeine Weiſen. Wer denkt daran, wenn er auf ſeinem Spaziergange durch Kornfelder eine Lerche trillern hört und das Entzücken dieſes kleinen Naturdichters in ſich theilt, daß er noch an einen Roſenſtrauch kommen kann, in deſſen Schatten eine Nachtigall ſchlägt? Wer möchte wohl bei einem Walzer von Strauß oder Lanner darüber grübeln, was und wie man nach dieſen Beiden componiren werde? — Da lobe ich mir einen fröhlichen wiener Schuſterjungen, der irgend eine Strauß'ſche oder Lanner'ſche Melodie, nur einer Drehorgel abgelauſcht, pfeifend oder jodelnd, mit ſeinem Speiſekorbe auf dem Rücken und den Knieriemen in der Hand, kampfluſtig einhertrabt, und bei mancher Paſſage mit dem Fuſſe einen Triller ſchlägt, daß ſich die Suppe auf ſeinem Rücken vor Freude bis zum Rindfleiſche verſteigt und die Teller alle zu tanzen anfangen! Der — denkt nicht einmal darüber nach, daß man ſo luſtiges Tanzzeug einen Walzer nennt, ſondern er pfeift und ſingt und geht

und rauft ſogar nach dieſen Melodieen, ohne jemals aus dem Tacte zu fallen.

9.

Städter und Vorſtädter.

Es war in den erſten Tagen des Mai, als mich eines Morgens, an welchem ich mit der Sonne zugleich aufgeſtanden war, Herr Humor an meinem Secretär überraſchte und mir den Vorſchlag machte, den friſchen, duftigen, luſtigen Morgen die Feder ruhen und mich mit ihm gehen zu laſſen; wohin? Laß uns einmal durch die Vorſtädte einen Gang thun; ein ſo holder Morgen iſt für kein Geſchäft des Verſtandes; heraus aus dir und hinaus mit mir!

Es iſt lange her, daß ich die Vorſtädte zum letzten Male zu Fuſſe durchwandert; aber noch lebt die Erinnerung an jene Zeit bunt, wie ſie mir damals erſchienen, in meiner Fantaſie, und ich kann dir vorläufig nicht genug danken, mein guter Humor, daß du mit dem Zauberſtabe

dieſes Gedankens die freundlichen Geiſter aus dem Blumengrabe meiner Einbildungkraft noch einmal ins Leben zurück rieſſt. Ja, ich bin zu dieſer Fart bereit; und um ganz und gar nur dir und den Erſcheinungen anzugehören, gehöre uns hierzu der ganze Tag; wir wollen in den Vorſtädten hier frühſtücken, dort zu Mittag und da zu Abend ſpeiſen, mit einem Worte, dieſen ganzen langen Tag über Vorſtädter ſein, als ſolche alle Reize genieſſen, die ſich jenſeits des Glacis darbieten, und dieſe erſt ſpät in der Nacht unſrem Kopfe überliefern, der ſie ſpäter dann immerhin der ernſten Reflexion überliefern mag; einen Augenblick Geduld, Humor, und ich bin bereit.

Als wir über den Stefansplaz gingen, ſchlug derſelbe eben die Augen auf. Der Dom ſtand in Feuer — von Morgenſonne; auf den ſcharfen Conturen des Thurmes und der Fenſter wiegten ſich die erſten Stralen des Tages und ſprangen wol gar den mutwilligen Sperlingen nach, änlich dem jugendlichen Jäger, der die luftgetragene Gemſe verfolgt von Fels zu Fels, über

Abgründe weg, in die höchſten Steige hinauf, und hinab in die tiefſten Schluchten. Die Seitenportale der Kirche ſtanden offen; mehrere Frauen, Dienſtmädchen, den Korb am Arme, Taglöner, überhaupt meiſt Leute der arbeitenden Claſſe, gingen aus und ein. Der Plaz ſelbſt bot dem, der nur gewönt iſt, ſich am Tage und Abende durch ſein beinahe lebensgefärliches Gedränge zu arbeiten, einen ſonderbaren oder vielmehr, daß ich's nur ſage, einen poetiſchen Anblick dar. Woran er den Tag über das Auge weidet; alle die ſchönen, notwendigen und überflüſſigen Gegenſtände des Luxus und der Bequemlichkeit, zur Schau geſtellt der Reihe nach in den lachenden Auslagen der Kaufleute, ſchliefen noch, verſorgt unter Schloß und Riegel: der Shawl dehnt ſich da noch im Gewölbe gemächlig aus, der ſich vielleicht denſelben Tag noch um die Schultern einer holden Käuferin ſchmiegen muß, und ſo Alles; da träumen vielleicht, bis ſie der halbſchlafende Lehrjunge mit ſeinem Schlüſſelgeklirre aus dem Schlummer rüttelt, alle die noch unge-

ſchnittenen holden Stoffe zu Gilets, Damenkleidern, Schlafröcken u. ſ. w., träumend von den kommenden Tagen und von dem, was ihrer noch warte, ob ſie unter den genialen Händen eines Groe, Gunkl, Petko und einer Adele, Aimée, Angélique u. ſ. f. oder unter der Jammerſcheere eines Pfuſchers ihr Debüt beginnen und dieſem nach lange glückliche Tage verleben oder, ach! bald, bald in den Bleikammern des Tandelmarktes ein kummervolles Daſein hinſchmachten werden. Alle Gewölbe, alle Boutiquen geſchloſſen; geſchloſſen ſo auch darüber vom erſten Stocke bis zu den Manſarden die Balken der Fenſter oder die Gardinen derſelben; nur hie und da hat ſich eine Fenſterramen geöffnet, in welchem ein liebendes Mädchen, ein griesgrämlicher ſchlafloſer Melancholiker oder ein Studierender liegt, mit je anderen Blicken, Gefülen und Wünſchen für den Tag. Die Kleinhändler (Brotſitzer, Greisler, Trafikanten u. ſ. w.) haben auch ſchon hie und da geöffnet, und hier und dort ſitzt eine Milchfrau an einem Eckſteine oder unter einem Thore, bei

ihren reinlich gefüllten Gefäſſen, ihren Kaffee frühſtückend, zu dem ſie gewiß keine ſchlechtere Sahne (Obers) nimmt, als ſie bald nachher dem Stubenmädchen vom Hauſe oder einer Köchin der Nachbarſchaft verkauft. Das Kaffeehaus am Stefansplaze (in der Brandſtadt) ſtand ebenfalls bereits offen, in welchem ein Garçon (Marqueur) ſeinen Staub aufwiegelte, den ſein College vor der Thüre mit einer Gießkanne niederſchlug.

Aber wo weilen die munteren claſſiſchen Burſche, die Fiaker?

Nu, ſie faren lange in die Nacht, ja manchmal gar in den Tag hinein, und der Burſche und ſeine Pferde wollen auch ihre Wartung; übrigens kommen ſie ja ſchon angefaren, einzeln, aus allen Richtungen, langſam, Schritt für Schritt; der Wagen, ſich ſchaukelnd, wie im Schlafe, der Kutſcher gänend, die Roſſe mit halbgeſchloſſenen Augen. Ruf aber nur einen an: — He, Fiaker! — und der Burſche iſt mit einem Satze vom Bocke, der Wagen hält ohne Schwanken und die pflaſterſteifen (rachen) Füſſe der kleinen Thiere

heben ſich, ihr Tagwerk zu beginnen. Was raſſelt dort für ein Karren? Es iſt ein Fleiſcherwagen, der leer nach Hauſe färt, nachdem er ſeinen blutigen Inhalt mitten in der Stadt abgeladen hat. Und hier? Hier faren ſie Holz, wie man ſagt; ſieh, ſchon laden ſie vor dieſem Hauſe ab, und eine Klafter davon iſt gewiß ſchon klein gemacht, eh' noch die Leute, denen dies Holz gehört, den erſten Schlag der Hauer oder das erſte Gekraze der Sägen vernehmen, und vollendet iſt die ganze Arbeit, und ſechs Menſchen ſind für einen ganzen Tag ſchon verſorgt und müde, eh' die Dame ſich den Mund ausſpült, aus dem die Frage geht, was denn das für ein entſetzlicher Lärm unter ihren Fenſtern geweſen ſei, auf welche ungewaſchene Frage der bereits gewaſchene Herr Gemal ihr bedeutet, daß er heute habe Holz faren laſſen. — So ſah der Stefansplaz, ſo ſtill, ſo ſich vorbereitend, ſo in ſeinem Morgenkleide; und ſo ſah es in den übrigen Straſſen, mehr oder weniger aus, die wir paſſirten.

O, wie lieb gewinnt man das Leben an

einem ſchönen Morgen! Die Nacht hat ihren himmliſchen Monthau ergoſſen über die nächſte, wie über die fernſte Vergangenheit, und mit neuen Ideen, neuen Anſichten, neuen guten Vorſätzen begrüſſen wir den neuen Tag, der (wer weiß es?) uns Alles bringen, Alles erſetzen, Alles ausgleichen kann. An das, was der Tag auch an Schmerzen zu bringen vermag, denkt man nicht, wenn man morgens vom Sonnengotte in die Stralenarme geſchloſſen wird. Wie ſchätzt man das ganze Leben ſo hoch, wenn man das einzelne Leben in ſeiner Tiefe betrachtet! Wie ehre ich die arbeitenden, unten ſtehenden, guten Menſchen! die müde ſind, eh' wir aufſtehen, die gleichſam die Sorgenmücken von uns abwedeln, und den Staub von unſeren Thüren fegen, damit wir den Schuh nicht beſchmuzen, den ſie uns ſpäter doch ſo bereitwillig wieder reinigen. Ihr guten, wackeren Menſchen! ihr habt keine Muſſe als die der Müdigkeit nach dem Muß und kennt keine Muſe als die in den Höfen, Gärten und Wein- und Bierſchenken; ihr habt keine Tänzer und

Tänzerinen, auſſer einigen Affen und Kamehlen und ein paar Bären das Jahr über; keine Sänger als die keinen, gefiederten, gehaltvoll- gehaltloſen, und keine Literatur als die Geſchichte der vier Haimonskinder, und — wie glücklich ſeid ihr! Wir, ich und Herr Humor, der euch noch lieber hat als ich, wollen euch heute beſuchen auſſen in euren Vorſtädten, dort, wo ihr ausruhen werdet von den Mühen, die ihr heute ſchon ſo früh in der Stadt durchgemacht und als baare Münze in euren Taſchen habt.

So ſprach Humor, und wir ſtanden mit dem auſſerhalb des Burgthores.

Wie ſchön ſind die Vorſtädte Wiens, begann er abermals: wahrlich die faſhionable Welt dieſer Reſidenz thut ſehr unrecht daran, ſich innerhalb der engen Mauern der eigentlichen Stadt zuſammenzudrängen; denn nicht nur der Nachtheil entſpringt hieraus, daß die vornehmeren Leute gepreßt wohnen und leben, ſondern auch der, daß Wien dadurch in mancher Beziehung kleiner und ungroßſtädtiſcher erſcheint, als es in der That iſt.

Die eigentliche Stadt mit ungefär sechzigtausend Einwonern genießt, indem sie sich vor den übrigen zweimalhundert vierzigtausend Menschen gewissermassen zurück zieht, nur die Hälfte der Annehmlichkeit einer ganz grossen Stadt, und die Unannehmlichkeiten dieses engen Zusammensteckens sind hier nur weniger fülbar, weil die harmlose, gastfreundliche Gemütlichkeit des Wieners sich über Alles hinaussetzt. Ja, warhaftig! ich wiederhole es, diese Vorstädte, wenigstens zwanzig aus den vier und dreissig derselben, verdienten nicht nur von den angesehensten und überhaupt städtischen Menschen bewont zu sein, sondern auch Stadt zu heissen. Überblicke diese herrliche Fronte von der Alsercaserne bis zum Invalidenhause und dann die lachenden Quais am Donaucanale; es enden da nur wonliche freie, schöne Häuser, um Palästen oder palastänlichen Gebäuden Plaz zu machen, weitläufige eingefriedigte Rasenpläze mit Alleen dehnen sich vor denselben längs der herrlichen Chaussée aus, die sich, von Pappeln beschattet, nunmehr zwischen diesen

und dem eigentlichen Glacis um die ganze Stadt zieht! Welche Aussicht von hier über diesen Rasensee, der die ganze Stadt, wie ein gothisches Schlößlein umflutet! Und Alles, Alles drängt sich in diese enge, dunkle, heisse Stadt; denn die wenigen Herrschaften, die aussen wohnen, können nicht in Anschlag gebracht werden. So kommt es denn, daß man sich in der Stadt so nah und genau kennt, wie weder in Paris, noch in Neapel, noch in Städten selbst, die mit Wien an Grösse und Herrlichkeit keinen Vergleich zulassen; daß man auf allen Promenaden, an allen öffentlichen Orten, täglich die nämlichen Fisiognomien erblickt, deren Besitzer man nur deßhalb nicht so leicht wieder erkennt, weil sie ihre Toilette öfter wechseln, als die Sammelpläze ihres Vergnügens. Unter diesen und änlichen Bemerkungen von Seite meines Freundes Humor waren wir in der schönen Kaiserstrasse der Josefstadt angekommen, und dachten nunmehr an unser erstes Frühstück, gesonnen, dasselbe in irgend einem Kaffeehause einzunehmen. In dieser Strasse fanden wir nun schon

Alles in jener Thätigkeit, die sich den ganzen Tag hier äussert und bis spät in die Nacht fortsetzt; die Kaufläden standen geöffnet, und um die Fleischbuden drängten sich die nettesten Mädchen und Frauen. In dem eleganten Kaffeehause des Herrn Schwarz nahmen wir Kaffee. Hier sah es schon sehr lebhaft aus. Man frühstückte, rauchte, ja — spielte bereits. Grenzenlose Genußlust des Wieners! Sie bindet und hemmt weder Tages- noch Jahreszeit, weder Kalender noch Armut, weder Kummer noch sonst etwas; raschen feurigen Temperaments, gleich dem Italiener, ist er arbeitsamer aber auch verschwenderischer als dieser, und weit freigebiger als der Pariser, der mit seiner Gesundheit zu wuchern weiß und sein Geld spart. Freilich! Paris hat nicht so zalreiche Orte für öffentliche Vergnügung, wenigstens nicht so viele, die von den anständigsten Personen besucht werden können; auch verzehrt beim pariser Volke die politische Wut (die Wut zu politisiren) jeden eigentlichen Keim der Unterhaltung, und mit einem enormen Blatte in der Hand, dessen

Inhalt er oft so wenig versteht als sein Verfasser, begnügt er sich mit seiner Orgeade, Limonade oder einem Gläschen Eis und hat sich amüsirt, ohne sich genirt zu haben.

Wir brannten uns nach dem Kaffee unsere mitgebrachten Cigaren an, und machten uns wieder auf den Weg.

Wohin? Humor!

Ins Lerchenfeld. — Wir gingen die Kaiserstrasse hinauf, an der schönen Cavalleriecaserne vorüber und passirten die Barriere. Ganze Schwärme von Leuten beiderlei Geschlechts strömten uns an der Linie entgegen; Männer, Weiber, Bursche, Mädchen und Kinder, wahrscheinlich Fabrikleute, wimmelten bunt durcheinander, die Kleinen ein Stück Brot im Munde, oder auch sich balgend und jagend. Und welche ausdrucksvollen Fisiognomien! Wie schön läßt den reizend geformten Mädchen das bunte Kopftuch glatt anliegend an dem gescheitelten, glänzenden, dunklen Haare über einer freigewölbten Stirne, unter welcher zwei feurige Augen das mit raschen Blicken bekräf-

tigen, was der kleine, wolgebildete, beredte Mund allenfalls ausſagt! Ihr Gang iſt eilig, gewandt; ihre Haltung mutig, unternehmend; ihr ganzes Weſen angenehm. In dieſer Menge von Frühmorgensleuten gewahrten wir auch mehrere Käſemänner, die bereits ihr gellendes: Salami italiani! in die Welt hinein ſchrien. Wir wandten uns bald und eilten durch die Barriere zurück in das alte Lerchenfeld. Hier war es nun vollends ſchon voller Tag. In dem ungeheuren Marktgewirre dieſer Hauptſtraſſe iſt der Tipus des wiener Volkslebens ausgeprägt. Tauſende von Menſchen auſſen, zalloſe Kinder vor den Thüren, ſo oft unter Wagen und Pferden, Kaufladen an Kaufladen, aus jedem Hauſe das Geräuſch von Weberſtülen, Rädern und ſonſtigen Fabrikmaſchinen, in jedem Hauſe eine Wein- oder Bierſchenke und Muſik in derſelben, durch 12 Stunden den Tag über Drehorgeln in den Höfen, Sägefeiler mit ihrem betäubenden Gekraze, Bandelzwirnmänner, Hadernweiber, Meſſerſchleifer, Bündeljuden, Gipsfigurenverkäufer, Pomeran-

zenhändler, die schon genannten Salamimänner, Wasserfürer, Messing- Blei- Glasscherbensammlerinen, Zigeuner, Leinwandslawaken, Zwiebelkroaten, Blumenverkäuferinen, Aschenmänner u. s. w. das Alles auf und nieder diese lange Strasse und man denke sich das Getümmel! Wir traten in ein kleines Haus, und verliessen dasselbe nach ungefär einer Viertelstunde beinahe taub. Dieses Haus hatte nach der Strasse eine Weinschenke und wir konnten sonach ungestört im Hofraume desselben, der sehr beschränkt war, unsere Betrachtung anstellen. Im oberen Steckwerke des kleinen Hofvierecks rasselten Weberstüle, Spinnräder und Wollkardätschen, unten, gegenüber der Schenke, schmetterten die geschäftigen Hämmer eines Spänglers auf die Platten und den Amboß nieder, im Hofe am Brunnen waren mehrere Weibsleute mit Waschen und Scheuern beschäftigt, bei welchem Gewäsche auch mit den Zungen gewaschen zu werden pflegt, und am hölzernen Gitter eines kleinen Gartens lärmte die noch minderjährige Nachkommenschaft der Bewoner des

Hauſes. Innerhalb dieſer Viertelſtunde nun kamen und gingen die meiſten der oben angefürten Hauſirer, und man mache ſich eine Vorſtellung von dem raſenden Lärmen der Weber, Spängler, waſchender Weiber und ungewaſchener Zungen, unter dem fürchterlichen Jargon folgender Ausrufe: Sogfala! — Bandlzwirnkaufts! — Hoderlump! — Scherſchaſchleif! — Nix zu handln? — Schöne Figure, Figure kafte! — Da Woſſamonn! — Meſſing, Blei, Glosſcherben! — An Oſchn! — Kafte Leiwed! — Kaufts Blumenſtöck, Roſenſtöck! — und dem dazwiſchen rauſchendem Schalle einer Drehorgel! ... Nun lieber Humor, wie gefällt dir das Leben im Lerchenfelde? Und noch haben wir das Beßte nicht geſehen, das Originellſte nicht gehört. Wir waren noch in keinem Bierhauſe, worin um den berühmten Citerſpieler getanzt und gejauchzt und Plutzerbier getrunken wird, haben noch keine Rauferei beſchaut, und keinen Betrunkenen in ſeiner Ueberſchwenglichkeit, trotz einem teutſchen Poeten! Kennſt du die Reihe Gaſthausgärten im Neulerchenfelde? Haſt du ſchon

die Tauſende dort ſchmauſen ſehen bei Harfenklang, Citerſpiel und den munterſten Liedern aller Art und Unart? Doch, wer hielte das Alles feſt! Jedes Volk iſt in ſeinem Leben nach auſſen eigenthümlich, doch der wiener gemeine Mann iſt einer der eigenthümlichſten Menſchen, ein Proteus, der jeder Hand, die ihn feſthalten will, entſchlüpft; nur Eins hat er an ſich, was man bemerken kann, ſeine köſtliche Laune, die ihn überall hin begleitet, und — doch was ſpreche ich dir, Humor, vom Wiener, den du ſo genau kennſt und ſelbſt ſo ſehr liebſt! — Dieſes Bild in allen ſeinen Theilen auszumalen, erforderte groſſen Raum und viel Zeit; das, guter Humor wollen wir heute nicht, ſondern uns ſo recht im Vorſtadtleben gefallen, und den grellen Contraſt zum Stadtleben den ganzen Tag hindurch beſchauen und genieſſen.

Und folgend dieſem Grundſatze, daß nicht Alles nämlich für alle Zeit paſſe, muß ich auch für diesmal ungeſagt laſſen (da mir der liebenswürdige Wiener, ſowol Städter als Vorſtädter, ja ohnehin überall begegnet, wo ich von Wien

ſprechen will), was ich und mein guter, unverdroſſener Humor dieſen herrlichen Tag über, vom zweiten Frühſtück an, das wir in Mariahilf eingenommen, bis zu und nach dem Souper beim Sperl und im Nachhauſegehen um Mitternacht im Sternenſcheine, geſehen, gehört, erlebt und als Erfarung unſerm Verſtand oder unſerm Herzen übergeben haben. Nur das will ich anfüren, was Herr Humor beim Souper unter dem erleuchteten Blätterhimmel des Sperlgartens recitativartig (accompagnirt nämlich von den hinreiſſenden Melodieen der Strauß'ſchen Walzer) als Reſumé ſeines Denkens über die Erſcheinungen des Tages gegen mich äuſſerte und das im Auszuge wieder ungefär ſo lautet: Es iſt gewiß, daß der Vorſtädter ſich unterſcheidet, da jede Vorſtadt eine kleine Stadt für ſich ausmacht. Was heuer Mode in der Stadt, iſt erſt im nächſten Jahre Mode in der Vorſtadt; es hält nicht ſchwer, den eleganteſten Vorſtädter als ſolchen zu erkennen, und dies nicht blos ſeiner Toilette nach, ſondern auch in ſeinen Manieren, ſeinen Vergnügungen, ſeinem Ge-

ſpräche. Er unterhält ſich nicht gern mit dem Städter und läßt keine Zeit und Gelegenheit unbenützt, die Stadt zu begrüſſen und ihre Freuden zu genieſſen. Endlich ſieht er geſunder und kräftiger aus als der Städter; und die Vorſtädterin hat immer um ſo viel friſchere Wangen, als die Städterin friſchere Moden.

Wien und Berlin.

1.

Nord und Süd.

Den Berliner wird es befremden, wenn ich die Antitheſe: Berlin und Wien mit einer allgemeinen Betrachtung über Süd und Nord beginne, da, wie er meint, fünfthalb Breite-Grade *) unmöglich eine Verſchiedenheit hervorbringen können, die eine ſolche Sonderung zuläßt; aber kein Berliner (kein denkender), der nur drei Monate in Wien zugebracht hat, wird ſich hierüber wundern, ja mir haben Berliner in Wien ſelbſt geſtanden, daß dieſe Verſchiedenheit im Volkscharakter und

*) Wien liegt um 4° 20′ ſüdlicher als Berlin, und ſelbſt um 45′ ſüdlicher als Paris: Wien 48° 10′ — Paris 48° 55′ — Berlin 52° 30′. —

öffentlichen Leben von ihnen durchaus nicht erwartet worden war.

Wir Menſchen ſind im Ganzen, gegenüber gehalten der Normalidee der Natur, Caricaturen; bald ſchreckliche, bald lächerliche.

Der Nord iſt der Gedanke, der Süd das Bild; im Norden wird die Idee, im Süden die Form; dort wird gedacht, hier gedichtet.

Wo viel Licht ausgeht, iſt viel Helle. Das ſcharfe Auge des Nordens ſieht Alles richtiger, das heitere des Südens Alles ſchöner. Das Leben hat keine eigene Farbe; es iſt ein Chamäleon: die Farbe, die du trägſt, ſpiegelt ſich in ihm ab.

In der reinen Verſchmelzung von Verſtand und Gemüt oder vielmehr ihrer Quellen, der Vernunft und des Gefüls, und der aus dieſen werdenden Ströme, Geiſt und Fantaſie, liegt die Aufgabe dieſes Lebens.

Wie den Südteutſchen eine gewiſſe friſche Lebensluſt bezeichnet, liegt im Charakter des Norddeutſchen eine unergründliche Selbſtverläugnung, Mäſſigung und Nüchternheit. Er durchreist die halbe Erde, wiegt ſich auf den Schwingen des Südens, ſchwärmt in Italien, tobt in Paris, lebt in Wien, und — iſt im Stande, zurück gekehrt in ſeine Heimat, mit voller Überzeugung auszurufen: Überall gut, zu Hauſe doch am beßten! Es liegt der Grund hiervon nicht ſo ſehr in der Liebe zum Vaterlande, die den Menſchen freilich zuletzt für alle Reize der Fremde ſchadlos hält, als darin, weil er einer Idee lebt; Ideen aber kann man überall ſäen, denn dieſe reifen nicht ſowol durch den Humus der Erde, als vielmehr durch den Thau des Himmels.

2.

Stadtleben.

Nachdem die zwei erſten Städte Europa's, London und Paris, mit ihrer Einwonerzal,

jene über 1,000000, dieſe über 800,000 vorgeſchritten, würden die beiden erſten Städte Teutſchlands, Wien und Berlin, jene mit 350,000, dieſe mit 200,000 Einwonern, ſcheu zurücktreten, wenn ſie nicht ihr perſönlicher Rang berechtigte, ſich in die Reihe erſter Städte zu ſtellen; Wien, als die Reſidenz eines mächtigen Kaiſers, Berlin als der Mittelpunct der moraliſchen Kraft des proteſtantiſchen Teutſchlands. Wien iſt großſtädtiſch lebhaft durch den Zuſammenfluß aller möglichen Geſandtſchaften, bunt durch die fantaſtiſchen Erſcheinungen aus ſüdlichen Völkern, die hier verkehren, glänzend durch den an's Fabelhafte gränzenden Reichthum der erſten ungariſchen und böhmiſchen Magnaten, liebenswürdig durch die reizenden Frauen, angenehm durch ſeine maleriſche Lage und anziehend durch ſeine Ungezwungenheit, die ſich im öffentlichen, wie im häuslichen Leben gleich herzlich und anmutig zeigt; Berlin iſt beinahe nicht minder wichtig in diplomatiſcher Beziehung, als der moraliſche Vermittler Teutſchlands, großartig durch die groſſen Männer, die hier le-

ben, und die, an der Spitze ihrer Facultäten, beschützt und unterstützt von einer in dieser Hinsicht äusserst liberalen Regierung, ächte Gelehrsamkeit säen und verpflanzen, edel als Stadt selbst, deren Regelmässigkeit und Schönheit wenig zu wünschen übrig lassen, einladend mehr durch seine Familiengeselligkeit (eigentlich Gesellschaftlichkeit) als durch sein öffentliches Leben, wie durch die Freisinnigkeit im mündlichen Austausche der Ideen.

Herrscht in Wien grosser Reichthum, so erfreut sich Berlin einer ausgedehnten Wolhabenheit; prunkt in Wien ein Fürst mit einer Million auf seiner Uniform neben einem nackten Bettler, so erscheint dagegen in Berlin Licht und Schatten gleichmässiger vertheilt, eine Folge der, im nicht reichen Preussen als notwendig eingefürten Gewerbsfreiheit, die Jedem seinen Rock gibt. Zudem lebt der Wiener, im Durchschnitte, immer nach aussen, daher luxuriös; der Berliner immer nach innen, daher sparsam: jener mittheilend, einladend, geniessend, unbesorgt, lebendig, froh

und rasch; dieser zurückgezogen, sondernd, mässig, vorsichtig, langsam, ernst und still; dieser lebt mit einem Worte ein Verstandesleben, jener ein Gemütsleben, und das Gemüt liebt Mittheilung und Bewegung, wärend der Verstand Klugheit übt und an dem Erkannten festhält, wie an dem Erworbenen. Dieser Punct der Betrachtung liesse sich, einem Goldkorne gleich, ins Unendliche ausdehnen, und zwar nicht blos an der Streckschraube der Theorie, sondern mit dem Hammer der Erfarung; ich aber will mich hier mässigen und aus dem Reichthume der Thatsachen zum Belege des eben Gesagten nur so viel nehmen als ich eben brauche.

3.

Volksleben.

Volk, als die Classe betrachtet, die zwischen dem Gemeinen und dem Gebildeten in bürgerlicher Schlichtheit die Mitte hält, findet sich, dem vollen Begriffe nach, nur in Wien, in Berlin

nur zum Theil. Hier, wo Alles nach einer gewissen Intelligenz strebt, trifft man nur auf Menschen, die über dem Begriffe Volk oder unter demselben stehen und dem Pöbel angehören; wärend die Gemütlichkeit des Wieners und ein gewisser Tact sich eben so fern von Anmassung als Gemeinheit halten, und seiner lebhaften Einbildungkraft freien Spielraum lassen zur Entwicklung dessen, was wir Volksleben nennen: daher in Wien eine Volksbüne besteht und immer bestehen wird, deren zum Theile classischen Producte mit allem ihren Zauber sich selbst in Berlin geltend machen, wo es nie ein Volkstheater gegeben hat, noch geben kann. Denn, der Volksdichter braucht Volksleben, Volksleben aber braucht der Öffentlichkeit, und öffentlich lebt das Volk nur in Wien. — Wien hat ausser seiner reizevollen Umgebung, deren beliebtesten Puncte rastlos überströmt werden von lebenslustigen Menschen, ausser den grossen Parks in der Stadt selbst, ausser dem Prater, der sich nicht beschreiben läßt, den ich indessen später im Ge-

genſatze zum berliner Thiergarten noch zu ſkizziren denke, auſſer dem herrlichen Glacis und den Wallpromenaden, wo ſich immer Tauſende ergehen, auſſer allen ſeinen Spectakeln, endlich noch über hundert Gaſthausgärten, in denen ſich, wärend die ſchöne Welt den Abend im Volksgarten und auf der Waſſercuranſtalt zubringt, oder am Graben in den geſchmackvollen Buden ſich an Gefrornem erquickt, nicht nur an Feiertagen, ſondern alle Tage mittags und abends bis nach Mitternacht zallose Familien einfinden, die bei ſehr gefälliger Muſik auf das Üppigſte ſchmauſen und — glücklich ſind.

Was die Gärten den Sommer über, bieten im Winter der ſchrankenloſen Lebensluſt der Wiener eben ſo viele Tanzſäle, deren jeder, vom prachtvollen Apolloſaale herab bis zur Tenne beim Kirchweihfeſte, eben ſo viele Menſchen in ſich faßt, die nur zu leben ſcheinen, um zu tanzen, zu eſſen und zu trinken. Wer die Wiener ſo im öffentlichen Leben und Treiben ſieht, ſollte glauben, daß in ihnen jedes Gefül für etwas Beſſe-

res ersterben müsse; aber er kommt hiervon sogleich zurück, wenn er ihre Fabriken oder die Kaufladen der Stadt besucht, oder überhaupt nur auf ihr Äusseres sieht, das Wolhabenheit und Geschmack abspiegelt, oder endlich sich erinnert, wie die wiener Producte schon seit Jahren auf den Messen Teutschlands fast allen europäischen gleichgehalten werden, und viele derselben an Wert und Schönheit übertreffen.

Berlin endlich kennen zu lernen, muß man sich in den Häusern aufhalten. Wie dem Engländer, ist dem Berliner seine Häuslichkeit Alles, ohne daß diese gerade eben so comfortable wäre als die englische. Seine Stadt bietet ihm keinen entschädigenden Genuß dar, und er genießt der kargen Öffentlichkeit nur dann, wenn ihm sein Hauswesen durch Umstände bisweilen verleidet wird; zu Hause allein gibt er sich der Freude hin, und er entwickelt im Kreise seiner Lieben und Freunde mehr Heiterkeit, Witz und Gemüt, als man seinem Äussern nach von ihm erwartet hätte; — Wien kennen zu lernen, muß man im

Freien bleiben, in den Lustorten Schönbrunn, Hütteldorf, Döbling, Nußdorf u. s. w., im Tivoli, im Prater und in den Gärten. Wie dem Pariser, ist dem Wiener seine Häuslichkeit, wenn nicht Nebensache, doch nicht Hauptsache; das Leben innerhalb der vier Wände zieht ihn nicht an, denn es bietet ihm nichts Aufwägendes gegen die Schönheit der Natur, der zu huldigen er nur dann aufhört, wenn ihn seine Geschäfte oder der Regen nach Hause treiben; aber, einmal zu Hause, ist er thätig und in Gesellschaft über alle Vorstellung munter und guter Dinge. Berlin will verstanden, Wien empfunden sein. Um sich in Berlin zu gefallen, muß man entweder viel Geld oder viel Verstand haben; um in Wien gern zu sein, bedarf es nur eines gesunden Herzens und einer passablen Börse. In Berlin bemerkt zu werden, fällt nicht schwer: hier wird Jeder bemerkt, der kein Berliner ist; in Wien muß man um einen guten Kopf grösser sein, um aus der Menge hervorzuragen; da wird keiner bemerkt, er müßte denn etwa vandalisch frisirt sein à la Hei-

delberg oder — ein besonders schönes Teutsch sprechen, welchem daselbst, wie dem Orfeus die Thiere, alle Ohren gehorchen. —

4.

Der Hof.

Der Kaiser von Ostreich und der König von Preussen wollen das Glück ihrer Völker und werden von diesen geliebt. In dieser Prämisse findet sich kein Stoff zu Gegensätzen, wol aber im Leben beider Monarchen und im Verhältnisse des wiener und berliner Hofes zum Volke.

Östreich ist ein ackerbau- und gewerbetreibender Staat, Preussen ein militärischer, wenigstens de facto; Kaiser Franz ist ein civiler Fürst, König Wilhelm ein kriegerischer. Beide Monarchen geniessen des schönen Beinamens, Vater des Vaterlandes, und Beide verdienen denselben durch — ihre Popularität. Diese äussert sich in Wien und Berlin verschieden.

Der Kaiser, ehrwürdig von Ansehen, in seiner

Erſcheinung bürgerlich einfach, liebenswürdig als Familienvater, iſt dem geringſten ſeiner Unterthanen zugängig; hört an einem beſtimmten Tage der Woche Jeden, ſpricht mit Jedem, tröſtet Jeden, und entfernt durch dieſe unglaubliche Herablaſſung die ungeheuere Kluft, welche zwiſchen dem Herrſcher und dem Beherrſchten liegt, auf dieſe wahrhaft väterliche Weiſe alle Differenzen ausgleichend.

König Wilhelm iſt eben ſo populär. In ſeiner Erſcheinung militäriſch, kräftig, feſt, zieht auch er die Herzen an durch ſeine Einfachheit und ſeine ſeltene Rechtlichkeit, nur, daß man ſich demſelben blos ausnamsweiſe perſönlich nähern darf; an den Kaiſer wendet man ſich, ſo oft man will, mündlich, an den König ſchriftlich; jene Annäherungweiſe hat mehr Tröſtliches. Beide Monarchen endlich leben in und mit dem Volke; den Kaiſer umgibt der hohe Adel, den König der Generalſtab; des Kaiſers Hofſtaat iſt glänzend, des Königs Hof iſt einfach.

5.

Die Stadt.

Berlin iſt ſchön, Wien liegt ſchön. Berlin iſt regelmäſſig, einfach, edel, groß; Wien iſt pittoresk, bunt, fantaſtiſch. Berlin iſt klar, frei, durchſichtig; Wien iſt gedrängt, verworren, aber mit herrlichen Zwiſchenräumen. Berlin iſt ein Epos, das man nicht ohne Ermüdung durchleſen kann; Wien iſt ein Boccaccio, den man verſchlingt. Berlin hat 100,000 Einwoner zu wenig, es fehlt ihm an einem Thurme und anderen Kleinigkeiten; Wien hat Menſchen genug und ſeinen gigantiſchen Stefansthurm. Berlin iſt arm an Paläſten, aber überreich an ſchönen, wonlichen Häuſern; Wien hat viele Paläſte, iſt aber nicht ſo reich an einladenden Wonungen: in Berlin lebt darum Alles innen, in Wien Alles auſſen. Das berliner Pflaſter iſt (ſeit einigen Jahren) im Ganzen erträglich; das wiener ſeit lange berühmt; jenes iſt aus Sandſtein, dieſes aus Granit, und hat daher auch mehr Pflaſtertreter als erſteres.

Berlin fehlt es an drei wichtigen Gegenſtänden: an Winterfenſtern (Doppelfenſtern), Hausmeiſtern (Portiers) und Fiakern. Wie man dem Mangel an genannten Fenſtern noch nicht durchaus abgeholfen, iſt unbegreiflich, da ein Doppelfenſter weit ergiebigeren Schutz gegen eine Kälte von 20° Reaumur leiſtet als Moos und Wolle, womit man die Kreuze bedeckt. Der Mangel an Hausmeiſtern iſt ein grober. Jede Partei hat ihren Thorſchlüſſel, und es iſt ſonach jederman genötigt, das ungeheure Stück Eiſen bei ſich zu tragen, wenn man nicht Gefar laufen will, ausgeſperrt zu werden, oder im Falle, den Nachtwächter des Quartiers eine ganze Stunde lang aufſuchen zu müſſen. Der Wunſch endlich nach Fiakern dürfte in Berlin bei der Sparſamkeit der Bewoner wol ein frommer bleiben. In Wien iſt das ärmſte Haus mit Doppelfenſtern (ſelbſt im Sommer) verſehen, die eben ſo bequem als öconomiſch ſind, da ſie ein Drittel des Holzes zur Heitzung überflüſſig machen; jedes Haus hat ſeinen Hausmeiſter, der, meiſtens Schreiner oder Maurer von Profeſſion, die dies-

fälligen Hausgeschäfte verrichtend, gegen ein geringes Entgeld sich der Mühe unterzieht, zu jeder Stunde der Nacht das Thor zu öffnen, und übrigens als Wache des Hauses dient, wärend man in Berlin seine Wonung der Redlichkeit des Nachtwächters zu überantworten gezwungen ist, da er den Hauptthorschlüssel in Händen und somit das Schicksal des ganzen Gebäudes auf dem Gewissen hat; die wiener Fiaker schlüßlich, ungefär 1000 an der Zal, sind als das erste Lonfurwerk der Welt bekannt.

Was die Umgebungen beider Städte betrifft; so hat Berlin eigentlich gar keine Gegend, wie Mailand und alle anderen flachliegenden Städte (Gegend entsteht nur durch Hügel und Berge, was schon das Wort Gegend, von Gegnung, Begegnung, contrée, sagt), wiewol es nicht an anmutigen, selbst schönen Partieen fehlt, wie bei Bellevue und Treptow an der Spree; Wien aber hat von allen grossen Landstädten Europas vielleicht die schönste Lage. Berlin ist nur und nur Stadt; das Leben in Berlin ist ein Stadtleben im engsten Sinne, da

man dort nicht einmal im Freien im Freien iſt; man muß entweder zu Hauſe bleiben oder ſonſt überall recht zu Hauſe ſein, wenn man nicht Langeweile empfinden will; wärend man in Wien, ſelbſt in der Stadt im Freien iſt, da man von jedem Puncte des Walles oder vom Glacis der ſchönſten Ausſicht in das Gebirge und über die Waſſerſpiegel der coloſſalen Donau genießt. Die Stadt Berlin iſt ſchöner als die Stadt Wien, um ſo viel eben, als Wien reizender liegt als Berlin; Wien ladet ein auszugehen, Berlin ladet ein zu Hauſe zu bleiben.

Die berühmten Linden von Berlin ſind die ſchönſte Straſſe der Welt; ſie ſind ſchöner als die Boulevard's von Paris, als die Villa reale zu Neapel, als der Corso von Mailand und gewiß als alle Hauptſtraſſen der bekannten Städte: welche nämlich fürten über einen Platz, dem berliner Opernplatze vergleichbar, von einem Palaſte aus, wie das alte königliche Schloß, entgegen einem Thore, im edlen Stile der Propiläen von Athen, wie das brandenburger? Was hat Wien,

das dieſer Straſſe verglichen werden könnte? Vielleicht die lachende, von tauſend und wieder tauſend Equipagen oft durchrollte, Jägerzeile mit der Ausſicht auf den Prater und den majeſtätiſchen Stefansdom? Oder das Glacis, das ſeine grünen Wellen ausdehnt zwiſchen der Stadt und den Paläſten an der Fronte der Vorſtädte? Kaum; die Linden übertreffen das Alles. Nur ſchade, daß man den Staub, den ungeheuren, den man daſelbſt an heiteren Sommertagen aufwült, nicht niederſchlägt! Die Herrlichkeit der Linden übrigens laſſe ich, wie alle andern Schönheiten Berlins in dieſen Skizzen unbeſprochen, da dieſe Umriſſe eben nur bleiben ſollen, was ihr Name ſagt und man hierüber ausfürlichere Schriften leſen kann. Mir iſt es hier hauptſächlich um den Unterſchied zu thun, der ſich beim Vergleiche der beiden Reſidenzen ergibt, oder vielmehr wie er mir ins Auge fiel. Der zu vergleichenden Puncte fänden ſich viele; ich hebe nur die wichtigſten heraus.

6.

Die Frauen.

Honneur aux dames!

Die Berlinerin iſt ſchön, die Wienerin reizend; die Berlinerin hat ſchönere Züge, die Wienerin lieblichere Formen. Die Berlinerin iſt in ihren Bewegungen anſtändig, die Wienerin anmutig; jene geht, und zwar vorſichtig, dieſe hüpft und ſchwebt, gefällig und leicht. Die Berlinerin macht ſchöne Toilette, die Wienerin macht die Toilette ſchön; jene iſt elegant, dieſe geſchmackvoll; jene macht die erſte Mode mit, dieſe macht ſie. Im Allgemeinen ſieht man in Berlin zu viele Frauenzimmer ohne Hut oder Haube und viele in zu mißlichen Kopfverzierungen, als ſich mit dem Begriffe einer groſſen Stadt verträgt.

Die Berlinerin ſpricht, die Wienerin plaudert; jene beſſer als ſie kann, dieſe bequemer als ſie ſoll: der Dialekt der Märkerin iſt bisweilen ſehr wehthuend, der der Öſtreicherin zuweilen ſehr angenehm und im Ganzen (halt) nicht übel. Die Ber-

linerin lieſt, was ſie gut findet, oder ihr von dieſem oder jenem Gelehrten empfohlen worden iſt; die Wienerin nur, was ihr gefällt und ohne viel zu wälen; jene verſteht den Prediger, dieſe die Predigt.

Die Berlinerin iſt nur ſcheinbar ernſt und flegmatiſch; angeregt, wird ſie heiter, lebhaft, unterhaltend; die Wienerin iſt eben ſo nur ſcheinbar leichtſinnig und frivol, angeregt, wird ſie ernſt, ſtill und thätig. Die Berlinerin liebt, die Wienerin verliebt ſich und glüht, wenn jene nur eine ſanfte Wärme aushaucht, und beginnt mit der eigentlichen Liebe da, wo die Berlinerin ſchon in den geläuterten Zuſtand der höheren Freundſchaft übergegangen, iſt ſonach reicher um die Blütenzeit des Herzens. Die Berlinerin iſt treu von Natur, die Wienerin iſt nicht untreu, wenn es der Mühe wert iſt. Die Wienerin, die als Mädchen nicht Fünf zälen konnte, ſchreibt als Frau eine Algebra; bei der Berlinerin iſt's umgekehrt. In Berlin ſieht man auf öffentlichen Bällen Mädchen aus den erſten

Häusern, Mädchen aus den wiener ersten Häusern sieht man kaum in ihren eigenen.

7.

Die Männer.

Man sieht in Berlin ausgezeichnet schöne männliche Gestalten im Militär, aber selten im Civil; die schönsten unter den gemeinen Soldaten. Die Wiener sind hübsche Menschen, schlank, gewandt, brünett, mit lockigem Haare und feurigem Blicke. Der Berliner aus der Mittelclasse hat in seiner Erscheinung etwas Rohes, woran wol zum Theile die geschmacklose Kleidung schuld sein mag; denn er trägt sich spießbürgerlich, barbarisch; man sieht ganz anständige Herren in Mützen, eine Kopfbedeckung, die in Wien beim gemeinsten Manne selten ist, mit einer Fechtercravate, in schweren, mit Eisen beschlagenen Stiefeln, ungeheuren grauen Mänteln mit Pelzkrägen. Hie und da erblickt man wol auch einen Herrn von besserem Geschmacke, einen (sogenannten) feinen Mann;

aber auch an diesem ist, was seine Toilette und seine Manieren betrifft, nicht viel Feines im großstädtischen Sinne: wie es der Berlinerin an Formen, fehlt es dem Berliner an Form. Der berliner Civilist ist hierin so weit gegen den Londner, Pariser, Wiener oder Mailänder zurück, weil in Preussen das Militär (wenn nicht der erste) doch der angesehenere, bevorzugte Stand und in der äusseren Erscheinung desselben Alles fest, bestimmt und größtentheils wirklich geschmackvoll ist. Der Wiener, den keine so streng geistige Thätigkeit cinisch macht, kleidet sich leicht, gefällig, ja schön; in Wien sieht man Soldaten nur auf der Wache oder bei Paraden; Alles geht in Civil, ausser Stabsofficieren hat kaum ein Officier in Uniform Zutritt in Privatcirkeln und fast nie erblickt man eine Dame neben einer Uniform. Die gebildetsten Männer findet man in Wien unter den Beamten und im Mitteladel. Die Haltung des preussischen Officiers läßt wenig zu wünschen übrig. Im Ganzen hat der Berliner im Umgange mehr Höflichkeit der Sitte, der Wiener mehr Höflichkeit des Herzens;

jener lächelt immer, ohne froh zu werden und froh zu machen; dieser ist fröhlich, selbst wenn er ernst erscheint; jener macht sich gern geltend auf Kosten seiner Umgebung und selbst der Wahrheit, dieser sagt seine Meinung und nimmt auch die fremde an, nachgiebig und freundlich.

8.

Volkscharakter.

Nie fült sich der Mensch behaglicher als nach einer guten Malzeit. Der Wiener schmaust täglich, ist daher immer munter und guter Dinge. Der Wiener ist von Natur weich, warm, lebhaft, heiter, leicht, selbst frivol; der Berliner hart, kalt, spröde, ernst, schwer und streng und nur durch seine wissenschaftliche Ausbildung (wo sie nicht durch Cliquengeist und Pedanterie eingeschnürt) erträglich. Der Wiener persiflirt, der Berliner vernichtet; wenn der Wiener witzig ist, so ist der Berliner scharfsinnig, er hält sich immer mehr an den Unterschied als an den augenscheinli-

chen Vergleich. Ich komme hierauf zurück unter der Rubrik Witz und Scharfsinn, oder Ernst und Scherz. der Wiener hat frischere Laune, der Berliner mehr Launen. Der Wiener ist spassig, der Berliner bissig; jener genießt, dieser kritisirt; jener lacht, dieser lächelt. Des Berliners Witze sind nur gedruckt genießbar, des Wieners Spaß, wenn er gedruckt wird, gleicht einem Schmetterlinge an der Nadel.

In Berlin gibt es kein Volk, sondern nur Gebildete und Pöbel; jene Mittelclasse aber, in der sich eigentlich der Begriff, Volk, ausbildet, ist hier nicht, wol aber in Wien, weßhalb diese Stadt auch eine Volksbüne hat und Berlin nie eine haben wird. Der wiener Pöbel ist bisweilen ausgelassen, der berliner Pöbel rauh: jener hat immer etwas Gutmütiges. Der wiener gemeine Mann hat Volkslieder, der berliner nicht; der wiener Pöbel trinkt Wein, der berliner Branntwein oder schlechtes Bier.

9.

Dialekt.

Gleichwie der Wiener die ganze Verkehrtheit der berliner Mundart damit zu bezeichnen glaubt, daß er mir ſtatt mich und mich ſtatt mir ſagt (und vielleicht faßt dieſe baroke Verwechslung auch Alles in ſich); denkt denn auch der Berliner die ganze Derbheit des wiener Dialekts ausgeſprochen zu haben, wenn er, ihn perſiflirend, in die nächſte beßte Redensart das Wörtchen Halt (ganz unrichtig Halter) einſchaltet. (Nie ſagt der Wiener, ſelbſt nicht der gemeinſte, halter; das Wort, das er für nun einmal, eben, denn, nun ſchon, u. ſ. w. braucht, heißt halt). Es iſt unglaublich, wie weit die Teutſchen noch entfernt ſind, eine Nation zu ſein! Wenn man aus Öſtreich durch Sachſen nach Preuſſen reiſt, wechſelt man zweimal die Natur. Öſtreicher, Sachſen und Preuſſen (oder eigentlich alle teutſchen Völker) ich ſpreche es offen aus, zeigen ſich zu fremdartig gegen einander; wer das bezweifelt, höre in dieſer Hin-

ſicht was in den meiſten Cirkeln der erſten Städte Teutſchlands verhandelt wird! Daß ſich Männer von literariſcher Bildung freundſchaftlicher begegnen, iſt, wenn auch nicht allzu häufig, doch natürlich, und beeinträchtigt meine Behauptung nicht; Nord- und Süd-Teutſchland ſtehen zu einander, wie Winter und Frühling. Ein wichtiger Grund, nach meiner Meinung, liegt in der ſo groſſen Verſchiedenheit der teutſchen Dialekte: es befremdet nun einmal (es widert halt) das Gemüt an, Dies und Das, was man von Kindheit an ſo ausgeſprochen und ſo betonen gehört hat, plötzlich ſo ausſprechen und ſo betonen zu hören; die Seele ſträubt ſich unwillkürlich, ſich in dieſes neue Kleid zu hüllen, und ſteht kalt und fremd da, irrwerdend gleichſam an ſich ſelbſt. Noch erinnere ich mich lebhaft, welchen unangenehmen Eindruck die breite Mundart des geiſtreichen Oken zum erſten Male auf mich machte.

Wie ungerecht aber, davon abgeſehen, die Meiſten hierin ſind, iſt merkwürdig! Die gebildetſten Leute Berlins ziehen los über die Ausſprache des

Dresdners und Wieners, ohne zu bedenken, daß sie ebenfalls ihren Dialekt sprechen, der vielleicht noch widriger klingt, und daß es die Aufgabe des wahrhaft gebildeten Teutschen ist, sich einer ganz dialektfreien Aussprache zu befleissen.

Um nun, nach diesem Umwege, wieder zu dem zu kommen, wovon ich hier eigentlich ausging, zum Unterschiede nämlich des wiener und berliner Dialekts; so wage ich die Behauptung, daß der von Wien weit angenehmer klingt als der von Berlin, und daß sich besonders in jenem bei weitem nicht so viele Sprachfehler finden als in diesem. Welche Härten z. B. liegen nicht in der Verwechslung des ch mit k, wie in ik statt ich u. s. w. des j mit g und umgekehrt, wie in **gederman** statt **jederman**; oder in der Unfähigkeit, gewisse Consonanten auszusprechen, wie **Karel** statt **Karl** u. s. f.; und welche Lächerlichkeiten ergeben sich nicht aus der ununterbrochenen Vermischung der dritten und vierten Endung, wie in: Ich war in das Theater und ich will im Theater gehen — er ist ringegangen und ist drein

— ich liebe dir; und wie ſtörend endlich ſind die durchgehends eingeſchobenen franzöſiſchen Wörter, wie z. B. Ich habe mir heute mal ganz ſüperbe amüſirt in die brillante Tabagie-Converſation, oder (aus höherer Sprachweiſe): Kommen Sie doch präciſe und heſitiren Sie nicht continuirlich, ſo entre deux; ꝛc. ꝛc.

Es iſt wahr, der wiener Dialekt hat oft Plattes und Grobes; hingegen iſt er im Munde deſſen, der ihn ein wenig zu behandeln verſteht, nicht unangenehm und wird, von Frauen geſprochen, gefällig und einladend. Was endlich hierbei wichtig: der Wiener wird zehn Mal leichter ſeinen Dialekt aufgeben, als der Berliner.

10.

Allgemeine Geiſtescultur.

In unſerer Zeit, da man alle ſonſtigen Steppen urbar gemacht hat, kann nicht mehr die Rede ſein von Monopolen, am wenigſten in der Cultur des Geiſtes. Was in dem einen Lande durch gute

Volksschulen, Gimnasien und Universitäten gethan wird, läßt sich in einem andern Lande, wo diese wichtigen Institute noch nicht so ausgebildet sind, durch andere Mittel, wenn auch auf Umwegen, erzielen; ich brauche wol die Quellen nicht zu nennen zu einer Zeit, da die ersten Gelehrten aus allen Himmelsgegenden zusammen eilen, um ihre Schätze gegen einander auszutauschen, und der ungeheure Strom des Buchhandels seine Arme um alle Städte der Erde (nicht mehr Europas) schlingt, sie mit allen himmlischen und irdischen Producten zu versehen, deren der ewig unersättliche Geist des Menschen zur Narung bedarf und fordert. Hierin ergeben sich beim Vergleiche einzelner Stapelplätze des Wissens wol Unterschiede, aber von geringerer Wichtigkeit, als pedantische Bibliografen anzunehmen geneigt sind, und es sind solche mehr quantitativer als qualitativer Natur. Die Wahrheit ist: der Gebirgsrücken Asiens, die Prärieen Nordamericas, die Sandfluren Africas zälen gegenwärtig nicht nur der aufgeklärten Köpfe, sondern der gebildeten Völker mehr

als man glaubt, mehr als glaublich. Was Europa endlich betrifft und hauptsächlich die Freiheit anlangt, mit welcher dieser Ideenwelthandel getrieben wird, so steht England über Frankreich, dieses über Teutschland. Abgebrochen von dieser schwierigen Marterie füge ich nur noch hinzu, daß Östreich, besonders Wien, eben so ausgezeichnete Fachgelehrte besitzt als Preussen mit seinem gepriesenen Berlin, wobei nur jene Wissenschaften wie Filologie und Filosofie in Abrechnung zu bringen wären, die bei uns dürftig bearbeitet werden, weil sich von ihnen der lebensfrische Menschenverstand des Östreichers gerne abwendet. Im Übrigen — liest der Wiener so viel als der Berliner. Um den Standpunct der Wissenschaft im Kaiserthume Östreich genau zu bestimmen, lese man Dr. Sartori's Werk: Historisch-ethnografische Übersicht der wissenschaftlichen Cultur, Geistesthätigkeit und Literatur des östreichischen Kaiserthums, nach seinen manchfaltigen Sprachen und ihren Bildungsstufen.

Der bleibende Unterschied von Berlin und

Wien wird indeſſen wol immer der ſein, daß man in Berlin mehr weiß und in Wien mehr kann; eine Wahrheit, die man in Preuſſen zwar noch nicht gelten laſſen will, die aber in wenig Jahren ſchärfer hervortreten wird. Leben in Berlin vielleicht mehr Gelehrte von erſtem Range, ſo hat Wien mehr ausgezeichnete Dichter.

Ich laſſe die Künſte hier unbeſprochen wie unſere Kunſtſchätze; was aber die Kunſtfertigkeit des Öſtreichers und vorzüglich des Wieners betrifft, ſo will ich nur bemerken, daß ſeine Fabricate an Schönheit, Geſchmack und Wolfeilheit faſt alle übrigen ſo weit übertreffen, daß man z. B. in Berlin, vom Fortepiano herab bis zum Schuh und zur Stecknadel, jetzt nichts mehr kaufen will, was nicht von Wien kommt.

Parabasen.

1.

Die Spectakel.

Spectakel! Welch ein Wort! Der sitt'ge Teutsche,
Gesäugt von der Natur, erfand es nicht;
Der Römer gab dem Gallier Spectakel
Und dem Germanen — blut'ge Siege erst,
Und groß und kurz; und als er nicht mehr spielte,
Da fing bei uns erst das Spectakel an.
Das Schönste an des Himmels liebem Zögling,
Am schönen Menschen, ist das schöne Auge.
Was herrlich heißt im Reiche der Natur,
Im weiten Umkreis dieser Erdenwelt:
Die Silberflut des unermeßnen Meeres,
Das tiefe Blau der reinen Sternennacht
Die Lieblinge der Lüfte, unsre Blumen;
Noch mehr, des Menschen eigene Gestalt
Im Bild der lieben Seinen und des Freundes,

Und wie ſie heiſſen all' die tauſend Formen
Der reichen Erde für den Sterblichen:
Durch's Auge zieh'n ſie ein in unſ're Seele,
Durch's Auge ſind ſie unſer Eigenthum.
Ach! und dies Auge, dieſes Himmelsgut,
Es gibt ſich leider her auch zum Spectakel.
Nicht ſehen will der Menſch, der nimmerſatte,
Nicht ſeh'n allein — denn was er ſieht, iſt Schauſpiel;
Genieſſen nicht allein mit ſeinem Auge,
Was er genießt mit Blicken, iſt noch Schauſpiel —
Auch eſſen will er mit dem Auge, ſo
Verzehren mit dem zarten Seelenmunde
Heißhung'rig, wie's ſein ſtarker Magen thut;
Schauſpiel iſt nichts, mehr will er: — ein Spectakel.
Das erſte Lied des erſten Sängers war
Ein Lied zum Preiſe der Unſterblichkeit;
Drei Saiten ſtimmten ſanft erklingend ein;
Doch trafen ſie die tauſend Saiten all'
Der hundert Herzen, die entzückt da lauſchten

Im frischen Hain, von Himmelsblau umlacht.
Das zweite Lied belonte schon ein Bock,
Und Absicht schloß bereits den Hörerkreis;
Das dritte scholl vom Thespiskarren nieder,
Und der durchzog spectakelnd drauf die Welt.
So ging es fort, bis die Arenen standen
Und hundert Elefanten bluteten;
So ging es fort, bis römische Verschwender
Zur Pöbelslust in Bacchanalien
Um das Spectakel selbst den Purpur schlangen.
Das Zeitrad, das der Esel des Geschmacks
Mit trägem Schritt stets um sich selber dreht,
Pumpt die Vergangenheit gemächlig aus,
Uns trockne Egoisten übergiessend,
Und was von dem Canale aufwärts kommt,
Und über uns als Sturzbad niederträuft:
Die Immortellen aus der Arthurzeit,
Antike Scherben, Farbenbeutel, Rollen
Von Papirus, Gladiatorenfäuste,
Haudegen, sitt'ge Mieder, Mandolinen,
Ottaverime, Kinderfinger, Zäne
Des Mammut, ungewönlich treue Herzen,

Et cetera — wir fangen's gaffend auf,
Und machen draus, wenn's nötig, ein Spectakel.
Das Aug' verdirbt, trifft's ewig grelles Licht,
Wir decken's unwillkürlich mit der Hand;
Das Aug' der Seele aber ſagt, wer ſchont's?,
Bedeckt es ſchützend jemals die Entſagung?
Nein, ſondern raſtlos ſchleppt man's hin,
Wo tauſend Stralen ſeinen Stern durchboren,
Abſtumpfend ſo die Netzhaut des Geſchmacks.
Entzückt dich jetzt das ſilberne Geſchmeide,
Du findeſt morgen ſchlecht das goldene,
Zum plumpen Eiſen kehrſt du dumm zurück;
Erhob ein Paläſtrina dich zu Gott,
Du findeſt morgen traurig noch Roſſini,
Spontini's Sturm dünkt dir ein Säuſeln noch.
Das teutſche Weib mit teutſcher Zärtlichkeit,
Es muß franzöſiſche Scandale leſen,
Um dich zu feſſeln, du Spectakelmenſch!
Und alſo ſtürmſt du los auf deine Sinne,
Bis all' dein Weſen grell iſt umgekehrt,
Das Aug' den Weg zur Seele nicht mehr findet,
Und auſſen bleibt, und ſich an's Auſſen bindet.

2.

Der Graben.

Ein Jahr nun iſt es — und darüber ſchon,
Daß aus der Fremde ich zurückgekehrt.
Es war im Frühling abends; Herrn von N*,
Der Alles weiß und kennt, zur Seite ging
Ich durch die lauten Straſſen unſ'rer Stadt,
Vergnüglich horchend auf des Nachbars Plaudern,
Der mir, ein wahrer Cicerone Wiens,
Was nur bemerkenswert da iſt und komiſch,
Familiengeſchichten ſo et cetera,
Trotz Wagenraſſeln und Geſchrei, erzälte
Mit echt gascogniſcher Geläufigkeit.
Zu uns geſellte ſich ein junger Mann,
Den ich im teutſchen Florenz kennen lernte,
Und der zwei Tage erſt im lauten Wien,
Noch wie umflort von all' den Reizen war,
Die Schritt für Schritt ſich ſeinen Blicken boten.
An dieſen wandte mein Gefärte ſich,
Entzückt, nun doch ein Ohr vor ſich zu haben
Für ſeines Mundes Redeſeligkeit.

Sie haben doch den Graben ſchon beſucht?
Den Graben? Nein. Noch nicht? Sie hörten doch
Von dieſes Plazes wundervollem Lüſtre?
Ich habe viel gehört von dieſem Plaze. —
Nur viel, mein Herr? Und nur gehört, geſeh'n
Noch nicht? Komm, Freundchen, laß uns eilig hin!
Es iſt ein Marcusplaz, Palais royal,
Ein Corso di Milano, und noch mehr,
Auf dem ſich Freuden finden und verlieren,
Und alle Tage ſchöner Sonntag iſt.
Wir ſchritten raſch dahin. Da lag der Graben,
Mit ſeinen tauſend Flammenaugen, grell
Die Nacht verſcheuend, ein gigantiſch Weſen,
Das, um und um behängt mit Gold und Perlen,
Die Wandelnden an ſeinen Buſen drückt,
Auffordernd heiſſen Pulſes zum Genuſſe.
Wie wogt's in ſeinen Armen hin und her!
Bunt durcheinander von dem Burgtheater,
Entlang dem Kolmarkt auf dem Seitenwege,
Ein Seitenweg wahrhaftig für ſo Manchen! —
Zum Plaz, genannt der Stockimeiſenplaz,
Geht's hier, kein wogend Ärenmeer, ein auf-

Geſchwoll'ner Strom von Gecken, klugen Leuten,
Verſeſſ'nen Täubchen, die nach Taubern girren.
Entweibten Weibern und entmannten Männern,
Puzdocken, Ladendienern, Cridamachern,
Zur Seite Wagen, offen und gedeckt,
Und Reiter auf Arabern und auf Mären,
Oh! blöckende Fiaker dicht daran;
Und auf und nieder, und ſo wiederholt
Zum Michaelsplaz, bis man ſich ſatt gegafft
Und hungerig gegangen. In der That,
An dieſes Wirbels tollem Farbenwechſel
Verlernt ſich das Beſchreiben; ja gewiß,
Entſtieg die Mode, um dies Durcheinander
Von ihren Lieblingskindern anzuſeh'n —
Der Unterwelt, von wo ſie nach Paris
Durch Teufelskinder ſendet Muſterkarten,
Sie würde klug nicht dieſem Hexentanz. —
Der junge Fremde äuſſerte Erſtaunen.
»Die Damen, die hier Promenade machen,
»Bemerkt er gegen uns — ſie haben wol
»Schon abgeſchloſſen mit dem guten Rufe?« —
Zum Mindeſten, entgegnete er ihm,

Müßt' mich mein Bräutlein in dem Eh'contracte
Eidlich verſichern, daß ſie nie allein
Paſſiret hat, noch je paſſiren wird
Des Grabens eben jetzt beſproch'ne Seite.

3.

Wien's Kaffeehäuſer.

Seitdem die lendenlahme Langeweile,
Ein Weſen, thieriſch halb, halb geiſtiger
Natur, entflogen einſt Pandorens Büchſe
Zugleich mit allen andern Erdenübeln:
Aufgähnend ewig, die entnervten Glieder
Hinſtreckt ſie in den endeloſen Tag;
Seitdem die Langeweile, ſag' ich, unſre
Paar Flitterſtunden kam mit uns zu theilen:
Seit jener unglückſeligen Minute
Verloren wir des Lebens Paradis.
Was Alles nicht erſann bereits der Menſch,
Ihr Erbfeind, ſie aus ſeinem Horizont
Hinweg zu bannen, und die Sterbliche —
(Denn, daß ſie ſterblich ſei, behaupteten

Mir viele Ehemänner ſchon, weit dehnend
Den Mund zum Gähnen an der Gattin Seite) —
Die Sterbliche zu tödten ganz und gar!
Sie aber lebt bis jetzt; kein Völklein iſt
Und keine Nation — die Britten ſelbſt,
Die trocknen, nimmerſatten Rechenmeiſter,
Die Allestreibenden, nicht ausgenommen;
Und eingerechnet den Franzoſen auch,
In deſſen immerlichter Herzenskammer
Bei Liebebildern Scherz und Laune liegt;
So mitgezält die ſchreibeluſt'gen Teutſchen —
Von der die Ekle den Tribut zu küſſen
Vergäſſe, wenn ihr Schäferſtündchen ſchlägt.
Wir kommen ſpäter noch auf ſie zurück;
Und nun zu dem, wovon es hier ſich handelt.
Auch das Kaffeehaus iſt der Tempel einer,
Wo man der blühenden Zerſtreuung opfert,
Der Langeweile unverſönten Feindin.
Und es iſt wahr. Denn, wen ergetzte nicht
Dies bunte Allerlei der Menſchenheerde,
Die hier durch Rauch und Dampf, von Stolz
und Pfeife,

Durch Zank und Lärmen mit der Stundenpeitſche,
Der luſt'ge Hirt, der liebe Zufall jagt?
'S iſt Abend. Seht, hier ſtralen hundert Lichter
Durch hohe Fenſter in die Nacht heraus;
Denn innen bricht ihr gold'ner Glanz zu ſcharf
An Spiegeln ſich und an den Marmorſäulen.
Verfüreriſch erſchallen Schlag auf Schlag
Die blanken Bälle und die ſchlanken Queues
Bewegen ſich, mit Grazie gefürt;
Und hat der Geiſt des Spiels, ein ſchlauer Gnome,
Hingaukelnd mit dem Ball auf grünem Felde,
Nun einen Kegel oder zwei geſtürzt,
Dem auf die Beine man gleich wieder hilft,
So lont den Spieler, iſt er jung und ſchmuck,
Gelegentlich wol auch ein Seitenblick
Der nettgeſchürzten Hausfrau an der Caſſe.
Nicht täglich kann man in's Theater geh'n;
Wohin nun ſonſt? Es regnet oder ſchneit?
Zu Hauſe bleiben, in Geſellſchaft? Fade!
Wo alſo hin, wenn in's Kaffeehaus nicht?
Spielſt du Billard nicht, nun man ſpielt auch
Whiſt,

Tarok und l'Hombre, Domino, Triktrak,
Und an Partien wird es dir nicht fehlen;
Und ſpielſt du nichts, aus zwanzig Zeitungblättern
Spricht ernſt und tändelnd, klug und dumm
Zerſtreuung.
Liebſt du vielleicht das dolce far niente?
Gut, ſtrecke ſanft die Glieder vor dir hin,
Schmauch ein Cigarchen, eine Pfeife Ungar,
Zu einem Glaſe Punſch, Melange, Rhum,
Und wirf zuweilen einen Blick daneben
In die ſo eben hitz'ge Schachpartie.
Iſt's auf der Straſſe dir zu feucht, zu kalt:
Stell' im Kaffeehaus dich zur Meißnerröhre
Und füll' die Taſchen dir mit warmer Luft;
Iſt's dir zu heiß im Freien, im Kaffeehaus
Kül' ſanft dich ab mit der Gazette de France.
Welch' herrliches Gemach! Der hellſte Tag
Liegt inner ſeinen reich verzierten Wänden;
Ätheriſch wär' die Zimmerluft zu nennen,
Verpeſteten nicht zwanzig alte Herren
(Die Charons Nachen alleſammt entlaufen,
Mit ihrem Obolus, zum neuen Jahr

Das Huſten in dem alten Jahr bezalen)
Als Prieſter der Meſitis dieſe Räume.
Kannſt du den Rauch der Pfeife nicht vertragen,
Geh' ins Kaffeehaus dieſer alten Herren.
Gefällt es dir im Damenzimmer nicht?
In jenem Zimmer, das, wenn nicht von Damen,
Denn doch beſucht von Frauenzimmern wird.
Willſt du von Kunſt und Wiſſenſchaften hören,
Und liebſt du das recht kauderwel'ſch gemiſcht,
Begieb dich in's Kaffeehaus der — Gelehrten;
Hältſt du das tolle Zeug nicht lange aus,
Sehnſt du dich nach geſundem Menſchenwitze,
So geh' in eine Vorſtadt, wo die Kunſt
Sich im Geſetz noch der Natur bewegt.
Wie herrlich im Kaffeehaus iſt das Leben,
Aus dieſer ſchwachen Schild'rung nimm es ab;
Doch was mein Wort dir heimlich mitgegeben:
Nimm es ſo wahr auf, als ich's redlich gab.
Zieh' eine Linie am Schluß des Jahres,
Addire die verſäumten Stunden dir,
Zieh' davon ab, was du als Gutes, Wahres
Haſt eingetauſcht für jene Stunden hier!

Und frage nach bei deines Pulſes Schnelle,
Wenn ſich des Jahres ſtrenge Rechnung ſchließt
Ob du an des Vergnügens Zauberquelle
Geneſen oder — erſt erkranket biſt!
Und zäle, die als Freunde du geworben,
Und zäl', die du zu Feinden dir gemacht,
Die Pflanzen zäl', ſo dieſes Jahr verdorben,
Ob all' die Blüten Eine Frucht gebracht!

4.

Vormittag und Nachmittag.

Vormittag und Nachmittag ſind von einander ſo verſchieden als Süd und Nord, als Fantaſie und Verſtand, als Dichtung und Wahrheit. Morgens ſteht der Lebensbaum in Blüte, abends in Frucht. Vormittags iſt der Menſch, wie er iſt, nachmittags, wie er ſein ſoll. Wer ſich kennen lernen will, gebe beſonders in den Morgenſtunden acht auf ſich; wie er ſich da äuſſert in Liebe, Haß, Zorn, Milde, Hoffnung, Furcht, Schmerz und Freude: ſo iſt er wirklich;

nachmittags iſt er ſchon ein Anderer; da iſt ſchon das Leben der Convention an ihm vorüber gegangen und hat ihm ſeine Fragen vorgelegt; alle ſeine Geiſtes- und Herzensthätigkeiten ſind da ſchon ausgeglichener, beziehungreicher, überlegter, und erſt die Nacht, dieſer Nachfrühling des Tages, gibt ihm ſeine Eigenthümlichkeit wieder zurück.

Der Vormittag iſt die Frage, der Nachmittag die Antwort; vormittags ſind wir Romantiker, nachmittags Claſſiker: bringen als dieſe Alles in die Geſetze der dreifachen Einfachheit der Zeit, des Ortes und der Handlung, wärend wir als jene fantaſtiſch-liriſche Sprünge machten.

Nehmen wir nur, welche Gewalt ein Diner auf uns ausübt, und wir müſſen bekennen, daß wir als ganz andere Menſchen vom Tiſche aufſtehen. Welche Erfarungen macht man nicht bei ſechs Schüſſeln!

Beſuchen wir dann einige Partieen der Menſchengeſellſchaft vor und nach Tiſche.

Hier ist gleich ein junges, frisches Ehepaar pro primo. Aber, horch! sie zanken ja; wie viel Uhr ist es? — Zwölf. — Wir wollen um drei Uhr kommen. Sie haben jetzt das Dessert genossen, es dampft der schmeichelnde Kaffee und in seiner süssen Flut schwimmt die Toleranz in das Gemüt des Gatten.

Er reicht der Gattin zärtlich die Hand und spricht, wärend der Bediente in der Stubenecke gänt, freundlich: Laß doch das Schmollen, Schatz, du kennst mich ja, weißt ja, wie ich dich liebe! Sie sinkt ihm, aufgelöst in — Pflichtgefül, an die Brust und Alles ist vergessen und vergeben und erst — spät abends erinnert man sich des Morgen-Verdrusses wieder.

Als Nummer Zwei sehen wir einen Unglücklichen. Morgens und abends weint er, nachmittags zürnt und ringt und duldet er, und morgens, ach! oder abends wird er seiner vergessen. Morgens, wenn er Melancholiker, abends, wenn er Sanguiniker ist. Die dritte Partie will ich sein. Ich bin (so weit ich es bin) Dichter.

Vormittags ſchreibe, nachmittags lebe ich; morgens dichte, abends denke ich; morgens ſchwebe ich in Ideen, abends bewege ich mich in der Form; morgens ſchreibe ich Verſe, abends Proſa; morgens leitet mich die Muſe, abends zieht mich die Muffe; vormittags blicke ich gegen Himmel, nachmittags zu Boden; morgens bin ich ideal, abends reell; morgens dichte ich an einem Trauer-, abends an einem Luſtſpiele; morgens weine ich bisweilen, abends weile ich beim Weine; morgens bin ich voll Vor-, abends voll Nachſicht; morgens liebe ich, abends bin ich verliebt; morgens endlich denke ich meiner todten Lieben, abends meiner lebenden.

5.

Das Auge und der Mund.

Der Fiſiognom, wie der Nichtfiſiognom, nennen das Auge die Lippe, den Blick die Sprache der Seele, und mit recht; ob man aber

recht habe, sich auf das Auge so sehr zu verlassen, bezweifle ich. Wenn das Auge die Lippe der Seele ist, so unterliegt dasselbe gewiß auch jener Selbsttäuschung, deren die Seele selbst fähig ist. Spricht die Seele durch das Auge, so theilt sie durch dieses auch ihre Lügen mit. Wer hat z. B. nicht Menschen gekannt, die durchaus keinen starken Blick ertragen können, die, scharf fixirt, in sich zusammenbeben gleich der Sensitive, und doch des reinsten, schuldlosesten Gemütes sind? Und wer kam im Gegentheile nicht auch mit Solchen in Berürung, deren Auge offen und frei seinen Blick auf uns ruhen läßt, wärend in ihrer Brust der Verrat seine Netze flicht, mit denen sie uns gelegentlich umgarnen und fesseln? Ja, wären die Frauen alle nur Schweizer-Milchmädchen und die Männer alle nur Kaspar Hauser's, deren Augenstern nur mit Alpenrosen und unschuldigen Steckenpferden herangewachsen, man hätte vielleicht recht, auf ihren Blick zu bauen, und diesen den officiellen Telegrafen der Seele zu nennen; aber, da unsere Salons keine Alpen,

die Klatſchroſen unſrer Theecirkel keine Alpenroſen, folglich unſere Frauen eben ſo wenig Mimili's ſind, als unſere jungen Herren Kaſpar Hauſer's, dürfte es ein wenig gewagt ſein, dieſe Augenſprache für ganz unfehlbar zu halten; ich mindeſtens bin der Meinung, daß nur wenige Frauen nicht geborne Schauſpielerinen ſind, die, in der vollkommenen Gewalt des Blickes, mit derſelben Leichtigkeit heute Lady Milford und morgen Gurli ſein können. Mehr noch könnte man ſich auf den Blick des Mannes verlaſſen, da dieſer gewönlich zu ſtolz iſt zur Verſtellung, und ihm ſeine inwonende Kraft die Wahrheit unwillkürlich entreißt; wärend das Weib, einem angebornen Tacte zu folge, bei den unbedeutendſten Dingen ſichtet und ſondert und hin und wieder wägt und erwägt.

Weit verläßlicher als das Auge iſt — der Mund, und zwar der ſtumme. Die Form des Mundes iſt für mich ein untrüglicher Zeuge des Charakters; ich erkenne jeden Menſchen an ſeinen Lippen. Mittheilen kann ich das Geheimniß nicht

ganz, aber Einiges davon. Der Mund iſt nicht ſo beweglich als das Auge, kann deßhalb ſchon nicht ſo raſch ausweichen. Das Auge, als das Lieblingswerkzeug der Seele, offenbart nur, was dieſer gutdünkt; der Mund, als das unmittelbare Organ der Empfindung, iſt ſelbſtſtändiger. Auge und Mund ſtehen daher oft im ſchärfſten Contraſte: jenes lacht, wärend in den Lippenwinkeln bisweilen der Gram liegt, und jenes weint nicht ſelten, wärend auf den Lippen bereits der Regenbogen der inneren Verſönung glänzt. Das Auge wont auch näher dem Verſtande, der Mund näher dem Herzen. Wie ſich in dem wundervoll organiſirten Menſchen alle Organe und Nerven gegenſeitig unterſtützen, kontroliren ſich auch alle Fähigkeiten, und ſo iſt z. B. der Mund der natürliche Opponent des Auges, der Wächter des Herzens. Ein Sprichwort ſagt: Er wird bis in die Lippen blaß. Richtig, weiter darf die Empfindung nicht: die Naſe iſt ſchon der Grenzſtein des geiſtigen Territoriums, wo der Verſtand ſeine Herrſchaft übt; die Naſe iſt die Herkulesſäule, an

der geſchrieben ſteht für die Empfindung: Bis hierher und nicht weiter! Oft, wenn ich zwei funkelnden Frauenaugen gegenüber ſitze und ich mich verliere im Anſchauen, regt ſich in mir freilich die Sehnſucht, dieſen lieblichen Himmelslichtern zu glauben und zu folgen; aber ſchon gereift in der Überzeugung, daß dieſe Augenſterne oft Irrlichter ſind, die in Abgründe füren, ſenkt ſich mein Blick melancholiſch auf dem Antlitze von Linie zu Linie, bis er auf dem Munde ausruht; ſtimmt da Alles überein mit dem, was das Auge oben ausgeſagt, nun, dann erhebt er ſich wieder und meine Seele ergießt ſich in Liebe und Glückſeligkeit; wärend ich, im Gegentheile, meine Schreibtafel öffne, den Stift ſpitze und, zu meiner Warnung, niederſchreibe:

»Was dein holdes Auge ſpricht,
Glaube mir, ich glaub' es nicht;
'S gleicht dem Stern' das Meteor,
Dieſem aber glaubt — ein Thor.«

6.

Goethe und Schiller.

Goethe war, wie er ſchrieb, wahr.

Goethe wurde oft der Vorwurf gemacht, daß er das Geiſtige im Leben zu materiell und das Materielle desſelben zu geiſtig behandelt: daß er z. B. — mich hierüber etwas näher zu erklären, — den Inſtinct der thieriſchen, ja wol gar das Organon der lebloſen Natur, auf den Wegen ſeltſamer Miſtik gleichen Schrittes habe gehen laſſen mit den ewig unverbrüchligen, unabänderlichen Geſetzen der beſſeren Weſenheit des Menſchen, mit den raſchen Pulſen ſeines Herzens und den bahnenloſen ſeines Geiſtes nämlich, wie in den Walverwandtſchaften, und daß er da Zuſammenhang gefunden, wo früher Zufall geherrſcht, wärend er fiſiſche Notwendigkeit dort vorausſetzte, wo vorher der Geiſt in ewigkeitentſproſſener Freithätigkeit ſein ſonniges, duftendes Blütenſpiel getrieben; daß er — das war das Reſume jener Vorwürfe von Geiſtig-Jung und Geiſtig-Alt,

von Gefüls-Arm und Gefüls-Reich — Materialiſt geweſen, wenn auch auf ſeine Weiſe. War Goethe Materialiſt: in der That, ſo war er es groß, conſequent, wie wenig ſich auch Gröſſe mit Güte vereint denken läßt. —

Daß Menſchen, deren äuſſere Zuſtände im Ganzen günſtige waren, wenn ſie einen Geiſt in ſich nären, der ihre Fantaſie überbietet, und wenn noch hinzu kommt, daß ſie ein ſich ſelbſt geſtecktes Ziel mit groſſen Seelenopfern erſtrebt haben, leichter Materialiſten werden als Menſchen, deren Verhältniſſe von vornherein ganz geordnet und geſichert geweſen, deren Fantaſie übrigens noch den Verſtand beherrſcht, oder als Unglückliche, die ſich nie ganz vom Himmel losſagen, eben weil ſie die Erde unglücklich gemacht hat: das — iſt traurig, aber erklärlich; ja, ich begreife, wie einem denkenden Menſchen, der, rechtlichen Sinnes gegen die ganze Welt, ſich mit groſſem Koſtenaufwande aller Neigungen aus dem Chaos ſeiner Umſtände eine lichte, freie, lebendige Schöpfung rings um ſich her geſchaffen, der Ge-

danke peinlich werden könne, dieſes Werk ſeiner Hände als ein Gnadengeſchenk, als ein Lehen zu betrachten, für welches er knechtiſche Dienſte thun ſolle und immer beſorgen, dasſelbe dürfte doch über Nacht der Laune ſeines Herrn zurück anheimfallen; und ich füle ſelbſt tief, daß mich das wenigſte Gute, das ich für mein Werk anſehen, und auf das ich, als auf einen Grundſtein meines Lebensgebäudes, nun fortbauen könnte nach beßter Einſicht, weit glücklicher machen würde als ein geſchenktes, wenn noch ſo reiches Weſen, zu dem ich nichts gethan, das mich nur, wie ein unrechter Titel (der den gebürenden geringeren herabſetzt) verletzen würde; ich begreife und füle das: aber — es iſt dennoch traurig.

Goethe iſt Materialiſt. Er iſt jener Glückliche, der, ſtolz auf ſeiner Hände Werk, wie ſein Prometheus, Menſchen um ſich her formt, ihm gleich, zu leiden und zu weinen, und ſich zu freuen und des donnernden Zevs ſo zu achten, wie er: daher kommt es, daß in ſeiner Poeſie Alles ſo körperlich, ſo irdiſch, ſo ruhig, ſo ſich ſelbſt

gründend, auf- und fortbauend erscheint. Er weiß, was frommt und dichtet und lehrt so. Die ersten Dichter waren auch die Lehrer der Menschheit. Nie schweift er über die Grenzen der Endlichkeit; diese ist ihm Ziel, Zweck und Mittel. Seine schönsten Gebilde sind — aus Erde: seine Dorothea hatte schon geliebt, und wie herrlich ist sein Gretchen in aller irdischen Unbefangenheit! Er weiß, was glücklich macht, und zeigt den Weg dazu. Dieser ist überall ein leicht zu findender, naher, und wo er es ja nicht ist, da weiß er Rat, Trost und zwar Trost und Rat auf Erden selbst.

Goethe ist der Dichter der Erde. Er gräbt, wenn Schiller in die Wolken baut und über diese noch in die Unendlichkeit hinein, in seine geliebte, reiche Erde, da Balsam und Gold zu holen für die irdisch Verwundeten und irdisch Verarmten. Seine Fantasie ist nicht glühend, doch desto anhaltender ist ihre Wärme. In seinem höchsten Entzücken gibt er noch jene Besonnenheit nicht auf, welche die Achse

alles vernünftigen Lebens iſt. Ihm iſt die Empfindung heilig, allein nur, wo ſie wahr iſt; er empfindet denkend. Er ſucht in allen Erſcheinungen des fiſiſchen wie des moraliſchen Seins ein Organon auf; ja er zieht eine küne fiſiſche Hipotheſe einer moraliſchen Unſicherheit vor: denn, ſodann weiß er ſich Rat und kann abhelfen und ausweichen.

So ungern er eigentlich meditirt; ſpricht er ſich doch immer in einem Satze aus, der alles Vorhergegangene geiſtig zuſammenhält und beleuchtet oder auf ein überraſchendes Nächſte vorbereitet. Er iſt immer verſtändig, refutirt mit Aufopferung aller menſchlichen Wünſche die freie Sprache der Leidenſchaft, und pflanzt für kommende Geſchlechter in die Lavahügel ſeines Vulcans Reben und Oliven. Er iſt ein männlicher Dichter, ſeine Werke ſind eine männliche Lectüre; denn er iſt in Allem practiſch, verläßlich, ſicher. Wie Mancher ſtieß ſich an ſeiner nackten Wahrheit! Wie mancher zu weiche Fuß ging ſich wund auf dem rauhen Pfade ſeiner Überzeugung! Wie mancher Überſchwengliche machte ſich luſtig, wenn

der unermüdlich wandernde Dichter bisweilen — bei gefährlichen Passagen nämlich — statt des beschwingten Pegasus das sicher gehende Maulthier bestieg! Ach, und wie recht hatte er! Der ächte Dichter ist ein Priester der anbetenden Menschheit im Heiligthume der Natur; aber der Dienst der Priester ist getheilt, weil der Pflichten zu viele sind für einen Einzigen. Goethe stand da, klaren Blicks, mit Ruhe belehrend, tröstend und erhebend mit Freundesarmen, wenn schon nicht immer mit Adlerfittigen. Er ist, wenn Schiller der Telegraf ist zwischen Diesseit und Jenseit, der Anwalt des Verstandes, der Friedensrichter der streitenden Parteien des Herzens und des Geistes, und ermahnt diese zur Eintracht. Goethe ist der Dichter der Erde. Wenn uns Schiller mit Sehnsucht nach einem Jenseit erfüllt, mit oft zu stürmischer Sehnsucht; gleicht er das wieder aus, indem er uns wieder mit dem Diesseit versönt, das auch vor der Hand unser verläßliches Besitzthum ist.